

April 4/2012

Aus dem Inhalt

Georg Lauscher
Ohne Halt – und doch gehalten 97

Bernhard Sill
„Wisse die Wege!“ 99

Alex Lefrank
Kirche der Zukunft 106

Karl Theodor Weise
Gibt es eine Pastoral für Menschen guten Willens? 112

Johannes Schelhas
„Entweltlichung“ im frühen Werk Joseph Ratzingers 115

Leserbrief 123

Literaturdienst: 125

Albert Wunsch: An welcher Schraube Sie drehen können ...

Thomas Dienberg, Thomas Eggenberger,

Ulrich Engel (Hrsg.): Woran glaubt Europa?

Christian Herwartz: Brennende Gegenwart

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Pfarrer Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr.
10, 52064 Aachen | Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-
Schröffer-Str. 24, 85072 Eichstätt | P. Alex Lefrank SJ,
Carl-Netter-Str. 7, 77815 Bühl | Karl Theodor Weise,
Antonius-Holling-Weg 15, 38440 Wolfsburg | PD Dr.
Johannes Schelhas, Nikolausplatz 15, 50937 Köln

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Georg Lauscher

Ohne Halt – und doch gehalten

„Als einer, der fehlt, bist du da“, schrieb ich als Theologiestudent in mein Tagebuch nach dem Tod eines noch jüngeren Menschen. Später wendete ich dieses Wort auf Gott hin. Es wurde mein tastendes Gebet in der Erfahrung der Ferne, ja der Nicht-Erfahrbarkeit Gottes: „Als einer, der fehlt, bist Du da!“

Ich bin noch heute dankbar, durch diesen verstorbenen Menschen einen Anstoß für mein ganzes Glaubensleben bekommen zu haben: Als einer, der fehlt, bist du da! Ich lernte, am Fehlenden glaubend zu wachsen. Glaubend wachsen bedeutet so oft auch ein unfreiwilliges, heilsames Fasten, den Hunger nach dem Lebendigen auszuhalten: Ich lerne vermissen. Ich lerne, Gott zu vermissen: „Du fehlst!“ Nur wen(n) ich liebe, kann ich auch vermissen!

„Die ganze Energie der menschlichen Natur ist von den Alten als Hunger verstanden worden. Hunger – wonach? Nach Sein, nach ungeschmälertem Wirklichsein, nach völliger Realisierung ... Der Hunger richtet sich auf die reale Welt, und zwar auf das Ganze des Seins ... In Wahrheit kann die Rede vom Hunger gar nicht wörtlich und drastisch genug verstanden werden. Der Mensch will, indem er geistig existiert, Sättigung durch Wirklichkeit; ... er hungert nach ‚dem Ganzen‘, nach der Fülle schlechthin. Die Vehemenz dieses Hungers ist von solcher Gewalt, dass sie ‚verzweifelt‘ genannt werden müsste, wenn keine Stillung zu erhoffen wäre.“ (Josef Pieper)

Gilt das noch heute? Ich kenne viele Menschen in dieser Situation: ohne Hoffnung auf die Stillung ihres Hungers, schrei-

end in ihrer Sehnsucht und doch nicht verzweifelt. Ein Freund, der von Hartz IV lebt, erzählte mir in einer extrem belastenden Situation: „Ich habe mit den nackten Wänden gebetet ...“

Die ganze, sichtbare wie unsichtbare Wirklichkeit offen halten für den je größeren, je kleineren, uns letztlich je unbekanntem Gott; ein „Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, wecken und wachhalten“ (J. Habermas) – das könnte ein wahrhaftiger Weg für heute sein.

In unserer christlichen Tradition gibt es den heute fast vergessenen Weg der apophatischen, negativen Theologie. Sie setzt bei der Erfahrung der „Nicht-Erfahrung“ des göttlichen Geheimnisses an. In ihr kann die Nicht-Erfahrung in eine Über-Erfahrung Gottes umschlagen. Mystiker wie Johannes vom Kreuz sind höchst skeptisch, wenn so schnell von Gotteserfahrung gesprochen wird. Gott ist niemals von meiner begrenzten Erfahrung zu fassen und zu halten. Johannes beschreibt seine Erfahrung in einem Gedicht so: „Ohne Halt – und doch gehalten“. Ich bin überzeugt, dass – soll unsere kirchliche Rede von Gott Menschen in ihrer heutigen Erfahrung der Gottesferne ansprechen – die alte Tradition der negativen Theologie aufzugreifen und zu verheutigen wäre.

Guardini meint: „Es ist immer ein besseres Zeichen für die Frömmigkeit einer Zeit, wenn in ihrem Bewusstsein die Unbekanntheit Gottes hervortritt, als wenn sie meint, gar so viel von Ihm zu wissen, und so ohne weiteres von Ihm redet: Er sei dies, Er sei jenes; so sei recht Ihm gegenüber gehandelt und so falsch ... Doch freilich, es ist ein großer Unterschied, wie das gesagt wird, Er sei unbekannt. Ob es in Frömmigkeit geschieht oder aber in Skepsis, oder in Kälte ...“

Heute kommt Bedeutsames im Gottvermissen hinzu: unsere Solidarisierung im Gottvermissen über die Kirchengrenzen hinaus! Unser solidarisches Eintreten für die an

der Gottesferne leidenden Menschen bei Gott. Dies gehört wesentlich zur priesterlichen Berufung des ganzen Gottesvolkes! Gott ist für uns Glaubende wie für die ganze Menschheit oft der Fehlende, der Vermisste. Der große Unbekannte jenseits der Worte, nach dem wir hungern mit vielen.

Bischof Klaus Hemmerle war hier die Nähe zum „verlassenen Jesus“ sehr wichtig geworden: „Der verlassene Jesus, das ist die größte Entdeckung des 20. Jahrhunderts. Die Begegnung mit dem verlassenen Jesus ist Sakrament säkularer Gottesbegegnung heute. Ihr Zeichen sind die Verlassenheiten, Ausweglosigkeiten, Abgründe, die in uns und um uns sind – das in diesen Zeichen Vermittelte ist die Liebe Gottes, die dies alles von innen her annimmt und verwandelt. ... Wenn Er alles angenommen hat, so wird alles zum Berührungspunkt mit Ihm. Nichts kann mir begegnen, kein Augenblick, der nicht drinnen wäre in Seiner alles annehmenden und verwandelnden, dem Vater hingebenden Liebe. Ich selbst bin vor nichts auf der Flucht, denn in allem schaut Er mich an. Wenn sich Gott finden lässt in dem, der in der Verlassenheit schreit: ‚Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‘, so ist es nur konsequent, dass ich diesem Gott gerade dort begegne, wo er mir abwesend zu sein scheint ...“

So entspringt unser Glaube der Erfahrung der Gottesferne, die wir an Karfreitag und Karsamstag „feiern“. Im Aushalten der Gottesferne – bis sie sich zur Gottesnähe wandelt – sind wir vom Zentrum unseres Glaubens her den heutigen Menschen jenseits der Kirchenmauern nahe.

So geht österliches Leben:

Mit denen sein, die heute ohne Halt sind und – vom Glauben her – doch gehalten.

Liebe Leserinnen und Leser,

„Hodoget“ – mit diesem griechischen Wort lässt sich die Aufgabe umschreiben, die Philippus in seiner Begleitung und schließlich Taufe des äthiopischen Kämmerers in Apg 8 wahrnimmt. „Anleiten“ übersetzt die EÜ in V 31 das entsprechende Verb, „den Weg weisen“ wäre die treffendere Wiedergabe. Aus ihr ließe sich als seelsorgerische Aufgabe diejenige des „Wegweisers“ ableiten. Wie diese Aufgabe zu bestimmen und zu füllen ist, darüber macht sich auf der Basis literarischer wie theologischer Ausführungen der Moralthologe und Sozialethiker der Kath. Universität Eichstätt, **Prof Dr. Bernhard Sill**, spannende und anregende Gedanken.

P. Alex Lefrank SJ geht auf der Folie des Fastenhirtenbriefs 2011 von Erzbischof Zollitsch der oft in Diskussionen anzutreffenden Gegenüberstellung von Kirche als „kleiner Herde“ und als „offener Gemeinschaft“ nach. Sein Plädoyer wendet sich deutlich gegen eine einseitige Auflösung der scheinbaren Alternative.

Von einem ganz anderen, sehr diakonisch orientierten Ansatz her fragt **Diakon i.R. Karl Theodor Weise** aus Wolfsburg nach einer Pastoral für „Menschen guten Willens“ und danach, wo diese zu finden sind.

Der frisch habilitierte Dogmatiker und Priester des Bistums Magdeburg, **PD Dr. Johannes Schelhas**, widmet eine Untersuchung dem jüngst bei seinem Deutschlandbesuch markant durch P. Benedikt XVI. in den Raum gestellten Begriff der „Entweltlichung“ der Kirche, der schon in dessen Frühwerk zu finden ist.

Diesmal also ein insgesamt sehr grundsätzlich und in großer Spannweite an der Frage nach heutiger Pastoral bzw. dem dahinter stehenden Kirchen- und Seelsorgeverständnis orientiertes Heft, das vielleicht wieder anregt, in Form von Leserbriefen in die Diskussion einzusteigen.

Ich wünsche Ihnen von Herzen ein Ihr Leben stärkendes und Ihr seelsorgliches Tun belebendes Osterfest und verbleibe mit freundlichem Gruß

ihr



Gunther Fleischer

Bernhard Sill

„Wisse die Wege!“

Von Wegsuchern und Wegweisern

wo kämen wir hin?

*wo kämen wir hin
wenn alle sagten
wo kämen wir hin
und niemand ginge
um einmal zu schauen
wohin man käme
wenn man ginge*

Kurt Marti



(Pia Foierl)

Eines der großen Sinnbilder des Lebens ist das Sinnbild „Weg“. Denn unterwegs ist der Mensch die ganze Zeit seines Lebens über. Unterwegs wohin und auf der Suche wonach? Unterwegs sicher auch auf der Suche nach dem, was Gelingen des Lebens heißt. „Und alles Gelingen über Ihre Wege!“ schreibt der Dichter Rainer Maria Rilke (1875-1926) im Jahre 1903 in einem seiner „Briefe an einen jungen Dichter“. Ein Wunsch, der damals wohl von Herzen kam und wohl zu Herzen ging. Denn ein Herzens-

wunsch des Menschen ist das schon, sich zeitlebens auf Wegen, denen Gelingen geschenkt ist, bewegen zu dürfen.

„Der auf dem Wege“ – „homo viator“ – sei der Mensch, so heißt es. Weg lautet daher eines der großen Worte, das elementar die Erfahrung des Menschen von sich und seinem Leben zu versinnbildlichen vermag. Innerhalb der Welt biblischen Bücher ist das Sinnbild des Weges wahrlich kein unbekanntes Sinnbild. Vielfach erfolgt dort die Besinnung auf das Bild des Weges. Dass Gottes Wort Licht ist, das uns auf unseren Wegen leuchtet, sagt uns Psalm 119, 105, und das Johannesevangelium sagt uns in Kapitel 14, Vers 6, dass Jesus „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist. Und das sind aus der Vielzahl der Zeugnisse gerade einmal zwei vielsagende Zeugnisse.

„Scivias“ – „Wisse die Wege“ – lautet der Titel einer Schrift der heiligen Hildegard von Bingen (1098-1179), der trefflich geeignet ist, das auf den Punkt zu bringen, worum es denn eigentlich (in) der christlichen Ethik geht. Ethik hat „das Gut umfassend gelungenen guten Lebens“² zu bedenken. Das verpflichtet sie, maßgeblich auf ein Wissen aus zu sein, das kundig sein lässt, was den Lebensweg des Menschen buchstäblich zu einem guten Weg macht – zu einem Weg des Lebens eben trotz der bedrückenden Erfahrungen wie Schuld, Leid und Tod, die es unübersehbar und übergehbar neben den beglückenden Erfahrungen gibt.

Wegsuche

„Ich bin ein Sucher/Eines Weges.“ – so beginnt Günter Kunert (* 1929) sein Gedicht „Für mehr als mich“.³ Das sind Worte, die dem Helden jener kleinen Erzählung „GIBS AUF!“ ganz aus der Seele gesprochen sind, die sich im Nachlass des Prager Schriftstellers Franz Kafka (1883-1924) fand und deren textliche Gestalt diese ist:

GIBS AUF!

Es war sehr früh am Morgen, die Straßen rein und leer, ich ging zum Bahnhof. Als ich eine Turmuhr mit meiner Uhr verglich, sah ich, dass es schon viel später war, als ich geglaubt hatte, ich musste mich sehr beeilen, der Schrecken über diese Entdeckung ließ mich im Weg unsicher werden, ich kannte mich in dieser Stadt noch nicht sehr gut aus, glücklicherweise war ein Schutzmann in der Nähe, ich lief zu ihm und fragte ihn atemlos nach dem Weg. Er lächelte und sagte: „Von mir willst du den Weg erfahren?“ „Ja“, sagte ich, „da ich ihn selbst nicht finden kann.“ „Gibs auf, gib auf“, sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen.“⁴

Eine in der Tat „kafkaeske“ Geschichte ist das. In aller Frühe macht sich jemand auf den Weg zum Bahnhof. Die Gewissheit, sich seines Weges sicher zu sein, ist dem zur Eile Gezwungenen wohl abhanden gekommen. Doch zum Glück ist da ja ein „Schutzmann“, der gewiss den gesuchten Weg kennen und nennen wird. Doch dem ist wider Erwarten keineswegs so. Denn der „Schutzmann“ beantwortet die an ihn gerichtete Frage mit einer Gegenfrage. Und gerade das bildet den springenden Punkt der Geschichte, der ganz Wendepunkt ist. Denn was sich da in der Tat wendet, ist der Sinn des Wortes „Weg“. Der Leser spürt deutlich: der Weg, den der „Schutzmann“ im Sinn hat, ist nicht derselbe Weg wie der Weg, den der im Sinn hat, der nach dem Weg fragt. Mal hat das Wort „Weg“ einen deutlich vordergründigen, mal einen deutlich hintergründigen Sinn.

Es kann kein Zweifel daran sein, auf welchen Sinn des Wortes „Weg“ der Verfasser der Geschichte Wert legt. „Gibs auf, gib auf“ ist alles, was der „Schutzmann“ zu sagen hat. Hat das zu bedeuten: „Gib alles auf, gib alles auf!“ – „Gib dein Suchen auf, den Weg zu finden!“ – „Gib dich selbst auf!“?

Genau diese Stelle ist darum auch die große appellative Leerstelle der kleinen Geschichte. Sache der Leser(innen) ist es, sie zu füllen. Denn sie können sich der Frage nicht entziehen, ob mit dem doppelten „Gibs auf, gib auf“ des Schutzmanns tatsächlich alles, was in puncto Wegsuche zu sagen ist, gesagt ist.

Herzwege

„Alles ist Weg.“, sagt Martin Heidegger (1889-1976) in seiner philosophischen Schrift „Unterwegs zur Sprache“⁵. Alles kann Weg zu Gott sein, sagt die Frömmigkeit des Chassidismus, dessen Lehre ganz in das „Lehramt“ erzählter Geschichten gefasst ist. Ein guter Teil dieser Geschichten, deren geistige Welt die gesamte chassidische Lehre ausmacht, sind Weg-Geschichten, so auch diese mit dem bezeichnenden Titel

Der Weg

Rabbi Bär von Radoschitz bat einst den Lubliner, seinen Lehrer: „Weiset mir einen allgemeinen Weg zum Dienste Gottes!“ Der Zaddik antwortete: „Es geht nicht an, den Menschen zu sagen, welchen Weg sie gehen sollen. Denn da ist ein Weg, Gott zu dienen durch die Lehre, und da, durch Gebet, da, durch Fasten, und da, durch Essen. Jedermann soll wohl achten, zu welchem Weg ihn sein Herz zieht, und dann soll er sich diesen mit ganzer Kraft erwählen.“

Wer nicht glauben will, dass „Gottesdienst“ grundsätzlich den Charakter des Weges hat, den belehrt die chassidische Lehre in der Tat eines Besseren. Chassid ist der, dem der Weg seines Lebens der Weg seines Glaubens und dem der Weg seines Glaubens der Weg seines Lebens ist. Da ist keine „saubere“ Trennung zwischen Lebensweg und Glaubensweg in der chassidischen Frömmigkeit, denn da geht das Leben den Weg des Glaubens und der Glaube den Weg des Lebens.

Der Mensch, der den Weg seines Lebens und Glaubens zum Dienste Gottes geht, ist einzig. Jeder Mensch, sagt die chassidische Lehre, ist in seiner Einzigkeit und Einmaligkeit ein „Original“ aus Gottes Schöpferhand, und so soll sich auch sein Weg durch „Originalität“ auszeichnen. Weg meint im Chassidismus in erster Linie demnach das Spezielle bzw. Existentielle. In der Erfahrung „seines“ Weges macht der Fromme die Erfahrung „seines“ Gottes. Wer sich auf seinen Weg zum „Gottesdienst“ macht – das ist in der Lehre der Chassidim der Dienst des (ur)eigenen Lebens, das der Einzelne führt –, zu dem macht sich auch Gott auf den Weg. Und so sind beide Mal um Mal in der Erfahrung des Weges eins: die Erfahrung des Lebens und die Erfahrung Gottes.

Was ist das Leben, das wir führen? Im Geist der chassidischen Lehre denkend lässt sich treffend sagen: „Leben ist – schrittweises Finden des unkopierbar eigenen Weges.“⁶

Wegkunde

„Wie kann ich das Evangelium leben?“ Diese Frage ist als die eigentliche Frage zu erachten, die eine christliche Ethik sich stellt und der sie sich zu stellen hat.⁷ Wie das Evangelium den „Hörer des Wortes“ will, so will es auch den „Täter des Wortes“. So sagt es der Jakobusbrief (Jak 1,22). Das Wort des Evangeliums ist Wort, das zu tun gibt und darum in Be-weg-ung bringt. Die einzig stimmige Haltung, das im Wortgottesdienst der Eucharistiefeyer verlesene Wort des Evangeliums zu hören, ist darum eben die stehende Haltung. Denn der stehend das Wort des Evangeliums Hörende bekundet so – und das sieht die Kirche nicht erst heute so – seine Bereitschaft zum „Aufbruch“, das gerade „stehenden Fußes“ gehörte Wort des Evangeliums dann unmittelbar „gehenden Fußes“ in die Tat(en) seines Lebens umzusetzen.

Das Wort des Evangeliums will ein „Tätigkeitswort“ (Kurt Marti) werden, und dazu braucht es den „Aufbruch“ derer, die die

Sache des Evangeliums dadurch zu ihrer Sache machen, dass jede und jeder von ihnen sagt: „Ich will dem Evangelium ein – mein – Gesicht geben.“ So wird die Verkündigung des Evangeliums überzeugend deutlich als das, was sie ist: eine „Angesichts-sache“ eben und keine „Ansichtssache“.

Sichtbar wird das Evangelium in den Gesichtern derer, die das Leben, was sie vom Evangelium begriffen haben und so ein „face-book“ von Glaube, Hoffnung und Liebe entstehen lassen, das als Netzwerk Menschen verbindet. Es sei Jesus Christus selbst gewesen, der ihm „wiederholt gesagt“ habe: „Lebe das wenige, was du vom Evangelium begriffen hast.“, schreibt Frère Roger Schutz (1915-2005), der Gründer und erste Prior der Communauté de Taizé, in seinem Buch „Aufbruch ins Ungeahnte“⁸ Für ihn war es eine unumstößliche Gewissheit: Ohne dass Menschen aufbrechen, das Evangelium zu leben, kann es nicht aufscheinen in Zeit und Welt.

Wegschritte als Luftschritte

Der Weg eines Aufbruchs ist stets ein Weg, zu dem ein „Ruf“ ergeht. Ferner ist es wohl ein Weg, der im Zeichen einer gewissen Unruhe steht. Und das hat seinen Grund. Wer aufbricht, wagt Schritte ins Ungewisse, und das gilt selbst dann, wenn sich in diesem oder jenem Fall einiges durchaus vorab vernünftig klären lässt. Doch das Leben, das wir Menschen führen, ist und bleibt, wie es der Titel des Hauptwerks des christlichen Existenzphilosophen Peter Wust (1884-1940) sagt, „Ungewissheit und Wagnis“.⁹ Und nachdenklich stimmt der in diesem Buch zu lesende Satz, dass die „Summe des Lebens“, „durch Vernunft dividiert“, niemals „ohne Rest“ aufgeht, allemal.¹⁰ Wer dennoch Mal um Mal den „Aufbruch“ wagt trotz der Ungewissheit(en) des Lebens, wird dankbar sein, wenn er es tun kann „im silbernen Panzerhemd des Vertrauens“, wie Martin Buber (1878-1965) einmalig gelungen formuliert.¹¹

Die Haltung des Vertrauens will eingeübt sein; sie ist nicht einfach da. Sie zu leben, ist wohl „kinderschwer“ (Johann Baptist Metz), weil wir ein Stück verlorene Kindlichkeit wiedergewinnen müssen – eben in dem Sinne, dass wir wieder werden wie die Kinder (vgl. Mt 18,3). „Vertrauen, dieses schwerste/ABC“¹², wie die Dichterin Hilde Domin (1909-2006) sagt, gilt es wieder zu lernen.

Doch worauf kann sich Vertrauen gründen? Wo können diejenigen, die vertrauen wollen, die zu vertrauen bereit sind, Halt finden? Oder hängt ihr Vertrauen bzw. hängen sie mit ihrem Vertrauen haltlos in der Luft? Ist ihr Vertrauen grund-, da bodenlos, buchstäblich ohne Grund und ohne Boden? Ihre Antwort auf diese Fragen, die sich ihr stellen und denen sie sich (auch) gestellt hat, hat die Dichterin Hilde Domin bereits im Jahre 1959 gegeben. In diesem Jahr erschien im S. Fischer Verlag Frankfurt am Main ihr erster Lyrik-Band, der den Titel trägt: „Nur eine Rose als Stütze“, und diesem Band hatte sie ein Motto vorangestellt, das lautet:

*„Ich setzte den Fuß in die Luft
und sie trug.“¹³*

Die in diesem Wort bezeugte Erfahrung ist eine Erfahrung, die sich im Leben dieser Frau biographisch datierbar – sie weiß das Wann – beglaubigt und bewahrheitet hat. Vertrauen lernt sich schrittweise, so gibt die Dichterin, die das aus eigener Lebenserfahrung weiß, ihrer Leserschaft zu verstehen – und das sogar dort, wo die Luft des Lebens scheinbar gar keinen Halt, gar keinen Grund, gar keinen Boden dafür bietet.

Menschen werden zeit ihres Lebens – doch wer weiß das schon – vielleicht nicht unbedingt etliche „Luftsprünge“ machen müssen, doch einzelne „Luftschritte“ wohl einmal ganz bestimmt. Wenn wieder einmal die Zeit eines Aufbruchs für einen Menschen gekommen ist, kann es sein, dass dieser dann spürt: „Jetzt muss ich ‚den Fuß in die Luft‘ setzen – und ich kann es auch. Denn ich darf darauf vertrauen, dass sie – die Luft – trägt.“

Menschen, die die Erfahrung machen, dass „Luftschritte“ dennoch getragene Schritte sein können, werden sich bestimmt sagen: „Das ist ein Wunder.“ Was sie selbst dazu tun können, damit ein solches Wunder sich tatsächlich ereignet, werden sich dieselben Menschen vielleicht auch fragen und überrascht sein, welche „Handreichung“ Hilde Domin auf diese Frage da parat hat. Ganz einfach diese:

NICHT MÜDE WERDEN

*Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.¹⁴*

Scheidewege

Gedanken, die zu denken geben, sind stets gute Gedanken. Denn einzig sie bringen das Denken auf einen guten Weg. Der polnische Aphoristiker Stanislaw Jerzy Lec (1909-1966) hat jedenfalls eine Menge das Denken bewegender Gedanken gedacht und diese „Unfrisierter Gedanken“ genannt. Darunter findet sich auch dieser Gedanke: „Wegweiser stehen auf der Stelle.“¹⁵ Die Logik dieses Gedankens zielt auf den Gegensatz „stehen“ – „gehen“ ab. Wegweiser stehen nun einmal; sie gehen nicht. Sie stehen am Weg, weisen den Weg, doch selbst gehen sie den Weg nicht. Dass dem so ist, muss auch dem für kleine und große Leute schreibenden Michael Ende (1929-1995) zu denken gegeben haben. Denn „Das Schnurpsenbuch“ aus seiner Feder kennt auch dieses Gedicht:

Der Wegweiser

*Du warst des Weges sicher
und hast dich doch verirrt.
Und noch viel ärgerlicher
ist, daß es dunkel wird.*

*Du fragst dich, wohin gehst du?
Und dir wird bang im Sinn.*

*An einem Kreuzweg stehst du
und weißt nicht mehr, wohin.*

*Da ragt in tiefem Schweigen
ein Pfahl, der Arme hat,
und seine Arme zeigen:
„Zum Waldsee“ und „Zur Stadt“*

*Nun kannst du weitergehen,
dein Weg ist dir bekannt.
Er aber bleibt dort stehen,
wo er von jeher stand.
Er selber kann nicht lesen,
kennt nicht der Worte Sinn,
ist niemals dort gewesen
und kommt auch niemals hin.*

*Jedoch, vielleicht nach Stunden,
fällt er dir wieder ein:
Daß du den Weg gefunden,
das dankst du ihm allein.*

*Verwittert ist er, staubig,
nur ein Stück Holz, nicht mehr –
doch es gibt Menschen, glaub' ich,
die sind wie er.¹⁶*

Denken und Danken gehen in diesem Gedicht, das ein Weg-Gedicht im besten Sinn des Wortes ist, Hand in Hand. Der, der den Weg sucht, schuldet Dank dem, der – selbst stehend und nicht gehend – ihm den Weg weist. Wegsuchende Menschen brauchen wegweisende Menschen. Denn das Leben von uns Menschen ist und bleibt ein von „Ungewissheit und Wagnis“ geprägtes nicht zuletzt dort, wo es um die Wahl der Wege geht, die wir gehen wollen. Lebenskunst als die Kunst, die sich auf eine gute Lebensführung versteht, ist darum zu einem nicht geringen Teil eben die Kunst der guten Wahl, welche Wegrichtung(en) unser Leben nehmen soll.

„Im Zentrum der Lebenskunst: Die Frage der Wahl“ – so hat nicht ohne Grund Wilhelm Schmid (* 1953) – einer der führenden Köpfe der aktuellen Lebenskunst-Debatte – ein wichtiges Kapitel seines Buches „Philosophie der Lebenskunst“ über-

schrieben.¹⁷ Wer die Wahl habe, habe auch die Qual, so heißt es, und jemand, der die Qual der Wahl wohl häufig erlitten hat, da er sich während seines Lebens wieder und wieder vor schwierige Entscheidungen gestellt sah, muss Charlie Chaplin (1889–1977) gewesen sein. Denn er hat sich einmal bitter darüber beklagt, dass gerade an den „entscheidenden“ Stellen des Lebens – den Scheidewegen – keine Wegweiser stünden, die dem, der sie dringend bräuchte, eine verlässliche Orientierungshilfe leisten könnten.

Entscheidende Stellen unseres Lebens sind wohl die Stellen, wo Entscheidungen fällig sind, und wenn einem da etwas lieb und teuer ist, ist es guter Rat in Gestalt guter Wegweiser. Doch was sind das: gute Wegweiser? Was zeichnet sie aus? Woran sind sie unverwechselbar zu erkennen? Und können auch Menschen für ihre Mitmenschen gute Wegweiser sein? Gestellt hat sich diesen Fragen einmal der jetzige Altbischof der Diözese Innsbruck, Reinhold Stecher (* 1921), als er die Ehre und die Freude hatte, im Jahre 2002 die Festrede anlässlich der Feier eines bischöflichen Doppeljubiläums in der Stadt Wien zu halten, und zwar des Goldenen Bischofsjubiläums von Franz Kardinal König (1905–2004) und des Silbernen Bischofsjubiläums von Weihbischof Helmut Krätzl (* 1931).

Die Gedanken in seiner Laudatio auf die beiden Jubilare, die unter dem Titel „Bischöfliche Wegweiser“ dann noch im selben Jahr in den „Stimmen der Zeit“ erschien¹⁸, gehen ganz der Frage nach, welche Eigenschaften es letztlich sind, die Wegweiser gute Wegweiser sein lassen, und wie Menschen sein müssen, damit sie gute Wegweiser für ihre Mitmenschen sind.

Eine erste Eigenschaft guter Wegweiser – so Reinhold Stecher – sei stets die, dass sie „in die Weite“¹⁹ weisen. Sie verweisen auf Ziele, die von dem Ort aus, wo sie stehen, noch gar nicht zu sehen sind. Und wenn nun Menschen einander gute Wegweiser sind, dann tun sie eben dies: Da weisen sie einander Wege, die einen „Aufbruch“ gelingen las-

sen in die Weite des Lebens, in die Weite des Geistes und in die Weite Gottes.

Eine zweite Eigenschaft guter Wegweiser – so Reinhold Stecher – sei stets die, dass sie „gerade stehen“.²⁰ Gute Wegweiser brauchen einen „aufrechten Stand“. Haben sie den nicht, da sie mal schräg nach oben oder mal schräg nach unten weisen, erfüllen sie den Zweck, gute Wegweiser zu sein, gerade nicht. Gute Wegweiser dürfen eben keine Schiefelage – weder eine nach oben noch eine nach unten – haben; denn gangbare Wege zeigen sie so wahrlich nicht.

Eine dritte Eigenschaft guter Wegweiser – so Reinhold Stecher – sei stets die, dass sie „am Rand stehen“.²¹ Gute Wegweiser dürfen eben nicht im Wege stehen. Wegweiser, die in der Mitte des Weges und nicht am Rande des Weges stehen, sind „ein Verkehrshindernis“.²² und wenn ein Wegweiser etwas überhaupt nicht sein darf, dann das. Menschen, die mit Vorliebe gern im Mittelpunkt stehen, sind in aller Regel keine guten Wegweiser. Das Zeug dazu, gute Wegweiser zu sein, haben nach Reinhold Stecher einzigdie Menschen, denen „eine gewisse Bescheidenheit“²³, „eine dienende Grundhaltung“²⁴, „ein Zurücknehmen der eigenen Person“²⁵ eigen ist.

Eine vierte Eigenschaft guter Wegweiser sei stets die, dass sie „leserlich“²⁶ sind, sagt Reinhold Stecher. Ein Wegweiser mag gerade stehen und durchaus auch am Rande des Weges; doch wenn „seine Schrift verwittert und verwischt“²⁷ ist, steht er vergeblich da, wo er steht. Denn er erfüllt seinen Sinn und Zweck so überhaupt nicht. Gute Wegweiser zeichnen sich durch eine gut lesbare Schrift aus. Und wenn Menschen einander gute – da leserliche – Wegweiser sein wollen, heißt das: sie müssen sich mit ihrem ganzen Wesen darum bemühen, „verständlich“²⁸ zu sein, und alles dafür tun, dass sie es bleiben, wozu ohne Zweifel ein großes Bemühen um eine transparent gelebte persönliche Glaubwürdigkeit und Verlässlichkeit gehört.

Es ist jedenfalls kein kleines Glück, wenn Menschen an den Stellen des Lebens, wo es echte Entscheidungen zu treffen gilt, auf Menschen treffen, die (wie) gute Wegweiser sind, da sie über die Eigenschaften verfügen, in die Weite zu weisen, ebenso gerade wie am Rande zu stehen und leserlich zu sein.

Vordenken und Vorleben

Es war eine Geschichte, mit der einst der damalige Paderborner Ordinarius für Moraltheologie, Professor Dr. Bernhard Fraling (*1929), seine am 15. Oktober 1974 gehaltene Rektoratsrede zum Thema „Die moralische Autorität der Kirche“²⁹ einleitete. Diese Geschichte, die alle, die damals zur feierlichen Eröffnung des akademischen Studienjahres ins Auditorium maximum der Theologischen Fakultät Paderborn gekommen waren, zu hören bekamen, war eine Geschichte, in deren Mittelpunkt eine tatsächliche Begebenheit aus dem Leben des Philosophen Max Scheler (1874–1928) stand, dessen Denken gerade auch der Ethik bis dahin so noch nicht begangene Wege gewiesen hat.

Max Scheler – so erzählt die Geschichte – sei einmal von jemandem, der damit auf seinen nicht gerade „orthodoxen“ Lebenswandel Bezug nehmen wollte, gefragt worden, warum er denn gelegentlich in seinem Verhalten die Weisung(en) seiner eigenen Ethik selbst nicht befolge. Der Philosoph habe darauf die Gegenfrage gestellt: „Haben Sie schon einmal einen Wegweiser gesehen, der selbst den Weg beschriftet, den er wies?“ und damit den Fragenden doch erst einmal einigermaßen verblüfft.

Doch es bleibt die Frage, wie viel die beim ersten Lesen so scheinbar ungemein geschickte Gegenfrage des Philosophen beim zweiten und dritten Lesen noch taugt. Hat der Philosoph Max Scheler mit seiner schlagfertig-pointierten Replik tatsächlich Stimmiges und Gültiges gesagt? Kann man nur mit guten Gründen seiner Meinung sein und nur mit schlechten Gründen nicht? Oder sind da auch gute Gründe, die eher gegen seine

These als für sie sprechen, kenntlich zu machen?

Was deutlich gegen die Position Max Schelers, die „Lehre“ und „Leben“ fein säuberlich splittet, spricht, sagt der Satz des Tübinger christlichen Ethikers Dietmar Mieth (* 1940): „Wenn ich nicht bald so lebe wie ich lehre, werde ich bald so lehren wie ich lebe“.³⁰ Das scheint mit einigem Recht die richtigere Lösung des Problems „Lehre – Leben“ bzw. „Leben – Lehre“ zu sein. Denn jede „Kontaktsperr“ (Fritz J. Raddatz) zwischen Leben und Lehre bzw. Lehre und Leben ist, wie Dietmar Mieth völlig zu Recht bemerkt, prekär und damit keine brauchbare Lösung. Das ist und bleibt gegen Max Scheler zu sagen und gilt wahrlich nicht exklusiv für diejenigen, die den Beruf eines Ethikers ausüben. Es gilt für alle diejenigen, die sich Gedanken darüber machen, wie sie selbst Menschen als Wegweiser dienen können.

Wer denkt, dass er etwas Wegweisendes zu sagen hat, soll das ohne Weiteres auch sagen. Doch soll er es dabei nicht belassen. Wer sich aufs Vordenken zu verstehen glaubt, sollte überlegen, ob er neben dieser Fähigkeit nicht vielleicht doch auch noch über die Fähigkeit des Vorlebens verfügt. Wenn es da und dort einem Menschen gelingt, etwas gut vorzuleben, wird sich vielleicht dieser oder jener daran ein Vorbild nehmen.

Wegweisung durch Vorleben geschieht jedenfalls gehenden, nicht stehenden Fußes. Vorbildliche Wegweiser sind vorgehende Wegweiser. „Strittig bei allem Wegweisenden“ zu sein, ist allerdings das Schicksal, das alle Vorbilder nach dem vermeintlichen „Ende der Vorbilder“ (Margarete Mitscherlich) zu teilen und zu tragen haben. Dies hat der Schriftsteller Siegfried Lenz (* 1926) bereits in seinem 1973 erschienenen Roman „Das Vorbild“ und betont³¹ und damit bis heute Recht behalten.

Anmerkungen:

- ¹ RILKE, RAINER MARIA: Briefe an einen jungen Dichter (Insel-Bücherei Nr. 406). Frankfurt am Main 1981, 14.
- ² Demmer, Klaus: Deuten und handeln. Grundlagen und Grundfragen der Fundamentalmoral (Studien zur Theologischen Ethik; Bd. 15). Freiburg/Schweiz und Freiburg im Breisgau 1985, 43.
- ³ KUNERT, GÜNTER: So und nicht anders. Ausgewählte und neue Gedichte. München – Wien 2002, 11.
- ⁴ KAFKA, FRANZ: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Max Brod. Taschenbuchausgabe in sieben Bänden. Frankfurt am Main 1976, Band V, 86-87.
- ⁵ HEIDEGGER, MARTIN: Das Wesen der Sprache, in: DERS.: Unterwegs zur Sprache. Pfullingen 51975, 157-216, 198.
- ⁶ MÖDE, ERWIN: Schrittweises Finden des eigenen Weges, in: Denken und Glauben. Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten Nr. 119. Juni 2002, 3-9, 3.
- ⁷ FRALING, BERNHARD: Wie kann ich das Evangelium leben. Hildesheim 1985.
- ⁸ Frère Roger. Prior von Taizé: GLÜCKLICH WER GRENZENLOS LIEBT, in: Ders.: Aufbruch ins Ungeahnte (Herderbücherei 614). Freiburg im Breisgau 41979, 126-127, 127.
- ⁹ WUST, PETER: Ungewissheit und Wagnis. München 71962.
- ¹⁰ A. a. O. 17.
- ¹¹ BUBER, MARTIN: Über das Erzieherische, in: DERS.: Reden über Erziehung. Unveränderte Neuauflage. Nachdruck der Erstausgabe 1953 [7. Auflage]. Originalausgabe (Iambertschneidertaschenbücher). Heidelberg 1986, 11-49, 40.
- ¹² DOMIN, HILDE: Sämtliche Gedichte. Herausgegeben von Nikola Herweg und Melanie Reinhold. Mit einem Nachwort von Ruth Klüger. Frankfurt am Main 42010, 109.
- ¹³ DOMIN, HILDE: Nur eine Rose als Stütze. Frankfurt am Main 1959.
- ¹⁴ Ebd., 142.
- ¹⁵ LEC, STANISLAW JERZY: Alle unfrisierten Gedanken. Herausgegeben und aus dem Polnischen übertragen von Karl Dedecius. München 2002, 28.
- ¹⁶ ENDE, MICHAEL: Das Schnurpsenbuch. Zeichnungen von Rolf Rettich. Stuttgart – Wien – Bern 1979, 86-87.
- ¹⁷ SCHMID, WILHELM: Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung (suhkampftaschenbuchwissenschaft 1385). Frankfurt am Main 1998, 188-238.
- ¹⁸ STECHER, REINHOLD: Bischöfliche Wegweiser. Zum Doppeljubiläum von Kardinal Franz König und Weihbischof Helmut Krätzl, in: Stimmen der Zeit 127 (2002) 795-801.

- ¹⁹ A. a. O. 796.
²⁰ A. a. O. 797.
²¹ Ebd.
²² Ebd.
²³ Ebd.
²⁴ Ebd.
²⁵ Ebd.
²⁶ A. a. O. 798.
²⁷ Ebd.
²⁸ Ebd.
²⁹ FRALING, BERNHARD: Die moralische Autorität der Kirche, in: Theologie und Glaube 65 (1975) 89-99.
³⁰ MIETH, DIETMAR: Erfahrung als Quelle einer Tugendethik – bezogen auf das ärztlich-therapeutische Handeln, in: Moraltheologisches Jahrbuch 1 (1989) 175-201, 184f.
³¹ LENZ, SIEGFRIED: Das Vorbild. Roman. Hamburg 1973, 334.

Alex Lefrank

Kirche der Zukunft

Kleine Herde oder offene, einladende Gemeinschaft?

Die Bischofskonferenz hat zum Dialog über den Weiterweg der Kirche in Deutschland eingeladen. In seinem Fastenhirtenbrief 2011 „Die Zeichen der Zeit erkennen und sie im Licht des Evangeliums deuten“ hat ihr Vorsitzender, Erzbischof Zollitsch, eindringlich deutlich gemacht, dass es dabei um ein Umdenken, eine Umkehr geht. „Eines ist klar: Wir können nicht einfach so weitermachen, wie bisher. Und allein Strukturveränderungen und Arbeitspapiere reichen nicht aus.“ Er benennt drei „Fragehorizonte“, die besonders wichtig sind:

- Unser Dienst als Kirche an und in der Gesellschaft
- Die Frage nach der Weitergabe des Glaubens
- Die Kirche der Zukunft

1. Die Not der Kirche

Kirche ist von Gott gewollt um ihrer Sendung willen. Die vorrangige Sendung der Kirche besteht darin, die Menschen mit Christus in Verbindung zu bringen. Diese Dimension ihrer Sendung ist im zweitgenannten Frage-Horizont direkt angesprochen: „Weitergabe des Glaubens“. Hier erlebt die Kirche seit mehr als einem Jahrzehnt ihre große Not. Sie wächst nicht mehr. Sie hat in großem Umfang Mitglieder verloren und kaum neue hinzugewonnen. Die „Weitergabe des Glaubens an die künftig Generation“ gelingt kaum noch. Diese Not ist es vor allem, die die Diskussionen innerhalb der Kirche angestoßen hat und in Gang hält. Über Jahrhunderte war Kirche so präsent in der Gesellschaft unseres Landes, dass

die gesellschaftliche Einbettung der Einzelnen geradezu identisch war mit ihrer kirchlichen Mitgliedschaft. Solange die Kirche die kulturelle Macht hatte, mit ihrem Wort und ihren Symbolen die geistige Umwelt der Menschen zu durchdringen, schien sie in ihrer Gestalt als „Volkskirche“ fähig, den Glauben von Generation zu Generation weiterzugeben. Seit der Kirchenspaltung und noch mehr seit der Aufklärung hat sie diese Macht immer mehr verloren. Sie hat sie nur noch eingeschränkt auf örtliche und familiäre Milieus erhalten können, und auch darin eingeschränkt auf den religiösen Bereich. Dennoch blieb die Pastoral im Wesentlichen dem volkskirchlichen Modell verhaftet. Seit dem Konzil wurde dieses Modell zwar in vielerlei Weise ergänzt; aber die grundlegende Einführung in den Glauben hing weiterhin von der Familie ab. Religionsunterricht und Pfarrei-Arbeit versuchten darauf aufzubauen. Wo die Familie nicht mitzog, blieb der Erfolg jedoch weitgehend aus. So ist im Laufe der letzten Jahrzehnte, als auch die kirchliche Jugendarbeit einbrach, die Zahl derer, die wirklich in den Glauben *hineingewachsen* sind, ständig zurück gegangen und geht weiter zurück.

Im volkskirchlichen Modell ist die Kirche das Erste an Glaubensgröße, mit dem man in Berührung kommt. Sie ist ein gesellschaftlicher Raum, in den man *hinein geboren* wird. Auch die weitere Einführung in den Glauben vollzieht sich v. a. als Sakramenten-Katechese, d.h. zielgerichtet auf kirchliche Vollzüge, die *objektiven* Charakter haben, d.h. die gültig und wirksam sind vorgängig zu ihrer persönlichen Aneignung. Diese erscheint dadurch leicht als zweitrangig. Natürlich bleibt die damit angesprochene Sakramenten-Lehre des Trienter Konzils gültig. Aber eine darauf konzentrierte Pastoral ist in dem Maße überholt, als die volkskirchliche Einbettung, die sie ergänzt hat, nicht mehr gegeben ist, und die Menschen immer mehr in einem Klima leben, in dem die Orientierung an objektiven, vorgegebenen Normen immer mehr abnimmt und alles subjektiv wird. So bestehen unsere

Gemeinden mehrheitlich aus „kirchlich sozialisierten“ Menschen, die, – wie es einmal ein Pfarrer ausgedrückt hat, – „sakramentalisiert“, aber nicht „evangelisiert“ worden sind. Die folgende Feststellung eines Fachmanns dürfte also zutreffend sein: „Die Vollzüge der Initiation sind in unserer Kirche seit mehr als einer Generation wirkungslos: wir beschäftigen uns mit speziellen Themen, aber es geschieht kaum je eine Hinführung in eine lebendige Christusbeziehung, die den einzigen Grund für das Christsein darstellt.“¹ Diese beschriebene Gestalt von Pastoral ist also nicht mehr geeignet ist, die Sendung der Kirche zu erfüllen.

Auch in Bezug auf den „Dienst als Kirche an und in der Gesellschaft“ hat sich die Situation grundlegend geändert. Die früher einmal bestehende Einheit von Gesellschaft und Kirche ist überhaupt nicht mehr gegeben. Kirche muss sozusagen *von außen* ihren Dienst an einer Gesellschaft tun, in der sie weitgehend zum Fremdkörper geworden ist. Auch insofern sie ihn „in der Gesellschaft“ tut, kann sie ihn nur als ein Teil der Gesellschaft neben anderen Teilen tun und steht mit diesen in Konkurrenz. Ihr Dienst besteht neben dem sehr wesentlichen diakonischen Einsatz darin, die Werte und Normen vorzulegen und anzubieten, die sie zu vertreten hat. Man hat das die „prophetische“ Aufgabe von Kirche an der Gesellschaft genannt. Sie kommt dabei vielfach in Konflikt mit ihrem gesellschaftlichen Umfeld. Sie vertritt ja nur noch eine Minderheit in unserer Gesellschaft und steht ständig in Konkurrenz mit anderen „Anbietern“ auf dem Markt der Werte und Normen. Deren Einfluss ist durch die Medien all-gegenwärtig. In manchen Fragestellungen hat sich in der öffentlichen Meinung bereits ein Konsens herausgebildet, der gegen biblisch-kirchliche Wahrheiten steht. Diese öffentliche Meinung übt auch auf gläubige Christen einen mächtigen Einfluss aus. Wenn sie philosophisch-theologisch nicht geschult sind, sind sie damit überfordert, sich eine eigenständige Meinung zu bilden. So verfallen auch viele Katholiken der Mehrheitsmeinung.

2. Eine Schein-Alternative

Diese beschriebene Situation gibt der Frage nach der „Kirche der Zukunft“ ihre Brisanz. Die Formulierung, in der die Frage gestellt wird, ist von der beschriebenen Situation bestimmt: Sie wird nämlich als Frage nach dem Verhältnis gestellt, in dem Kirche zur übrigen Gesellschaft steht: „Verstehen wir uns als ‚geschlossene Gesellschaft‘, als kleine Herde oder als eine offene und einladende Gemeinschaft?“ Viele werden diese Frage als rhetorische Frage lesen. Wer will schon eine Kirche, die „geschlossene Gesellschaft“ ist? Tatsächlich scheint mir die Frage aber den Nerv der derzeitigen Auseinandersetzungen um die Kirche der Zukunft zu treffen; denn diese drehen sich vor allem darum, wie Kirche sich in und zur modernen Gesellschaft verhalten soll. So wie die Frage lautet, stellt sie eine *Alternative* für die Zukunft der Kirche vor: Entweder soll die Kirche „kleine Herde = geschlossene Gesellschaft“ sein/werden oder sie soll „offene und einladende Gemeinschaft“ sein. Aber handelt es sich wirklich um eine *Alternative*? Sind kleine Herde und einladende Gemeinschaft Gegensätze?

Das Wort von der „kleinen Herde“ stammt aus dem Evangelium (Lk 12,32): „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben.“ Hier ist nicht die Rede davon, was Kirche sein oder werden oder nicht werden *soll*. Hier ist eine *Ist-Aussage* gemacht. Jesus stellt fest, dass die Gemeinde der Jünger „kleine Herde“ ist. Diese Aussage hat nicht primär die *Zahl* der Mitglieder im Blick. Sie kommt einer Wesens-Aussage nahe. Das legt der Kontext nahe. Vorher heißt es: Den Jüngern soll es „um sein Reich gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (12,31). Zum Dazugegebenen gehört auch die Zahl der Mitglieder und ihr soziologischer Einfluss in der Gesellschaft, ja sogar die Gewinnung von neuen Mitgliedern. In anderer Formulierung begegnet hier das Grund-Paradox des Evangeliums: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des

Evangeliums willen verliert, wird es retten.“ (Mk 8,35) Angewandt auf unsere Fragestellung: Wer direkt und vor allem große Herde, Mehrheit in der Gesellschaft anstrebt, wird das Reich, um das es geht, verlieren; wer bereit ist, um des Reiches willen das Los der kleinen Herde zu akzeptieren, wird das Reich gewinnen. Die *Ist-Aussage* von der kleinen Herde sagt also: Auch wenn ihr in dieser Welt klein und ohnmächtig seid, „fürchtet euch nicht“, euer Vater hat sich entschieden – für euch! Das muss euch genügen.

Auf eurer Seite muss dem entsprechen, dass ihr euch *für das Reich* entschieden habt. Das Reich aber ist *nicht euer Reich*. Es ist das Reich Gottes für *alle Menschen*, ja für die ganze Schöpfung. Es ist konzipiert für alle. Es trägt die Kraft zur *Expansion in sich*. Wenn ihr es für euch behalten wollt, dann hört es auf, Reich des Vaters zu sein. Ihr habt es in Stellvertretung für die Vielen und nur, wenn ihr bereit, ja begierig seid, anderen daran teil zu geben. Es muss durch euch und über euch *hinaus wachsen*, wie ein Samenkorn nur lebt, wenn es – als Samenkorn sterbend – zum Baum wird. Der Ausdruck „Weitergabe des Glaubens“ hat sich zwar eingebürgert, trifft den Vorgang, um den es geht, aber nicht richtig; denn der Glaube kann nicht wie eine Sache weiter gegeben werden. Er muss durch mich hindurch gehen, er muss zu meiner Identität werden, damit ich ihn *bezeugen* kann. Dann vermag er auch andere anzusprechen.

Kleine Herde ist also gerade nicht gleichzusetzen mit „geschlossener Gesellschaft“. Dass die Jünger-Gemeinde nur eine *kleine Herde* ist, hindert das Reich nicht daran, seine Kraft zu entfalten. Das hat sich auch geschichtlich immer wieder erwiesen, am eindrucksvollsten in der apostolischen Zeit. Die Frage, ob soziologisch groß oder klein, bedeutend oder unbedeutend, viele oder nur wenige umfassend, ist *zweitrangig*. Zweitrangig heißt: Es hat einen Rang, aber nicht den ersten. *Erstrangig* ist, ob sich die Herde von der *Dynamik* des Reiches erfassen und mitnehmen lässt. Dann hat sie die Verheißung, zu wachsen. Die Dynamik des

Reiches muss auch die Mittel bestimmen, mit denen es sich ausbreitet. Jeder Versuch, durch Mittel, die dem Reich nicht gemäß sind, groß und bedeutend zu werden, ist kontraproduktiv. Kein in sich gutes Mittel ist grundsätzlich ausgeschlossen. Aber die Dynamik des Reiches bestimmt die *Auswahl* der Mittel. Das macht das Evangelium deutlich, wenn es die „kleine Herde“ im folgenden Satz auffordert: „Verkauft eure Habe, und gebt den Erlös den Armen“ (Lk 12,33a)!

Wenn wir die Aussage des Evangeliums: „kleine Herde, der das Reich gegeben ist“ ernst nehmen, dann heißt die Folgerung: Kirche muss sich möglichst eng und radikal an das „Reich“ halten, das ihr der Vater gibt, und sich von seiner Dynamik erfassen lassen. Diese Dynamik – und nur sie! – ist im Stande, sie gleichzeitig davor zu bewahren, „geschlossene Gesellschaft“ wie davor, unverbindlich offene Gesellschaft zu werden. Das Wort „Dynamik“ kommt von *dynamis* = Kraft. Die Kraft des Reiches ist der Heilige Geist. Die Apostelgeschichte, die das Wachstum der kleinen Herde erzählt, hat man als das Evangelium des Heiligen Geistes bezeichnet. Sie zeigt, dass intensive Binnenkommunikation und einladende Anziehungskraft auf Außenstehende *keine Gegensätze* sind: „Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam ... Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten.“ (Apg 2,44.46-47)

„Kleine Herde“ oder „einladende Gemeinschaft“ ist aber auch *sozial-psychologisch* und gruppendynamisch gesehen *keine Alternative*. Eine Versammlung von Menschen, die von vorne herein und immer offen sein will, wird nie eine Gemeinschaft. Sobald sie aber ein Thema, einen Inhalt und ein Ziel benennt, stellt sie die Übrigen vor eine Entscheidung: Wollt ihr diesen Inhalt, dieses Ziel? Damit ergibt sich ein Innen und Außen. *In* der Gemeinschaft ist, wer dieses Ziel will; wer sich dafür nicht entscheidet, bleibt *draußen*. Die Entscheidung für das Ziel stellt also auch eine erste Entscheidung *für einander* dar. Es beginnt eine Bewegung

aus der Vielheit der einzelnen *zur Einheit einer Gruppe*. Das *Wir* dieser Gruppe umfasst die und nur die, die *miteinander* dieses Ziel verfolgen. Das gilt sowohl für Kleingruppen wie für Großgruppen in der Gesellschaft. Wenn die Gruppe „offene Gesellschaft“ bleibt, wenn ständig Leute kommen und gehen, wenn also eine immer wechselnde Zusammensetzung gegeben ist, kommt diese Gruppe nicht über eine anfängliche Bewegung auf das Ziel hinaus. Aus einer Ansammlung von Menschen wird eine Gemeinschaft nur durch diese *doppelte Dynamik*: einerseits auf ein Ziel hin und andererseits auf das *Wir* hin, das *miteinander* zu diesem Ziel unterwegs ist. Angewandt auf Kirche heißt das: Einzelne Gläubige, auch wenn es viele wären, sind noch keine Kirche. Kirche ist erst dort, wo Menschen *miteinander* das Ziel des Glaubens verfolgen.

3. Die doppelte Gefährdung

Selbst wenn die beschriebene doppelte Dynamik einmal in Gang gekommen ist, kann sie nach einer der beiden Seiten kippen: Sie kann nach der Seite des Ziels hin kippen. Das geschieht dann, wenn die Kooperation, das Miteinander und die Kommunikation nachlässt und schließlich nicht mehr passiert. Dann bewegt man sich zu einer „offenen Gesellschaft“ hin, hört aber auf, Gemeinschaft zu werden. Die Zielorientierung der Einzelnen wird privat und individuell. Das Ziel verbindet nicht mehr; das Zusammensein wird unverbindlich. Die Dynamik kann aber auch zur Seite des *Wir* kippen, wenn das Ziel verblasst, das Interesse aneinander die Oberhand gewinnt; dann wird das Zusammensein ein Freundesklub, immer mehr eine „geschlossene Gesellschaft“.

Allgemeine Aussagen über unsere Pfarreien zu machen, ist immer schwierig. Zu vielfältig und zu reich ist die gelebte Wirklichkeit, als dass man ihr mit wenigen Worten auch nur einigermaßen gerecht werden könnte. Die folgenden Aussagen

sind deshalb als Trend-Aussagen gemeint. Es scheint, dass man in unseren normalen Pfarreien *beide genannten Gefahren* verwirklicht sehen kann. Paradoxerweise gehen sie oft Hand in Hand. Die Sache, um die es in Kirche geht, die Christus-Beziehung, wird meist nur im Gottesdienst vollzogen und zwar in Formen, die kein persönliches Engagement erfordern. Sie bleibt deshalb privat; in der Kommunikation *miteinander* spielt sie kaum eine Rolle. So sind selbst die *Kern-Gemeinden* unserer Pfarreien – von Ausnahmen abgesehen – eher *keine Glaubens-Gemeinschaften*. Sie sind nachbarschaftliche Beziehungs-Räume, zwar auf Basis des Glaubens, der in der Kommunikation untereinander aber kaum vorkommt. Auch wenn das nicht schlecht ist, – es wird dem Anspruch von Jünger-Gemeinde nicht gerecht. Für Außenstehende jedoch wirkt das wie eine „geschlossene Gesellschaft“. Um mit ihr in Kontakt zu kommen, müsste man zuerst bei den Gottesdiensten in der Kirche erscheinen und sich an das dort Praktizierte anpassen, um dadurch zu dokumentieren, dass man dazu gehören will, – um dann die Erfahrung zu machen, dass man auf Fragen zum Glauben höchstens stereotype Antworten bekommt. Für Suchende, denen es um den Inhalt des Glaubens geht, sind unsere Pfarreien deshalb meist nicht attraktiv.

Für die größere Zahl der Gottesdienstbesucher der katholischen Kirche (wie wohl auch der evangelischen Großkirchen) dürfte sich ihre Mitgliedschaft jedoch darin erschöpfen, dass sie, – in katholischer Familie geboren und deshalb getauft, – sich aus persönlichem Bedürfnis heraus des Angebots der Kirche bedienen. Für sie ist Kirche unverbindliche „offene Gesellschaft“, eben *Service-Institution*, deren Service sie – vielleicht sogar regelmäßig – in Anspruch nehmen. Kirche ist für sie die Groß-Institution von Papst und Bischöfen, die den Service für ihre private Religiosität zu liefern hat. Die Gemeinde vor Ort ist mehr oder weniger nur der institutionelle Rahmen für diesen Service, aber bleibt reines Mittel für die *individuelle* Religiosität. Dass sie auch Gemeinschaft ist, dass christlicher Glaube

und Mitgliedschaft in der Kirche nur als Glied am Leib Christi möglich ist und dass es dabei um ein umfassend neues Leben geht, ist ihnen nicht aufgegangen. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass sie in ihrem Denken und Urteilen und in ihrer Lebensweise mehr von den Gepflogenheiten und Standards der umgebenden Gesellschaft geprägt sind als vom Glauben der Kirche. Je mehr die Kirche sich in ihrer Pastoral davon bestimmen lässt, ihren Erwartungen und Wünschen nachzukommen, desto mehr gerät sie in Gefahr, ihren Auftrag zu verraten, das Evangelium unverkürzt den Menschen zur Entscheidung anzubieten. Deshalb ist der beschriebene Stand der Dinge auch mehr einer einseitigen Pastoral anzulasten als dem mangelnden Willen der Menschen.

Sowohl vom biblischen Begriff „kleine Herde“ wie vom sozial-psychologisch reflektierten Begriff „Gemeinschaft“ her muss die Kirche der Zukunft also ein *verbindliches Wir* werden, das sich *um Christus*, den zentralen Inhalt des Glaubens, bildet. Nur dann ist sie für Suchende interessant. Kirche vor Ort muss Glaubens-Gemeinschaft werden; Service-Institution ist zu wenig. Deshalb ist die *volle* Mitgliedschaft in der Kirche seit der apostolischen Zeit an die *Entscheidung für Christus* und an das *öffentliche Bekenntnis zum Glauben der Kirche* gebunden.

Manche der Reformen, die heute lautstark gefordert werden, zielen darauf ab, dass die Kirche ihren Service in dem Sinne verbessert, dass er von der Mehrheit unserer Gesellschaft akzeptiert werden könnte. Das birgt die Gefahr, dass der Geschmack und das Verständnis der gesellschaftlichen Mehrheit unserer Zeit zum *Kriterium für die Verkündigung* wird. Kirche würde damit der Tendenz nach an inhaltlicher Kontur verlieren. Die Grenze zwischen drinnen und draußen würde immer mehr verschwimmen. Sie würde immer weniger verbindliche Gemeinschaft sein. Das Evangelium zeigt überdeutlich, dass Jesus und die apostolische Kirche nicht so vorgegangen sind. Kirche muss Sauerteig sein; wenn sie keine Identität als Sauerteig hat und sich vom ganzen Teig nicht unterscheidet, kann sie

ihn nicht durchsäuern. Sauerteig ist sie aber nicht für sich. Die Grenze ist nicht Ausgrenzung, sonder Schwelle, über die man von außen nach innen kommt. Um sie zu überschreiten, muss man den Fuß heben und sich aufmachen. Die Kirche braucht Vorräume, in denen man sich annähern kann. Sie muss ständig in Bewegung sein, in einer Bewegung über sich hinaus, die sich fortlaufend von der Kraft Gottes, der Kraft des Reiches, erneuert.²

4. Folgerungen

Für die Pastoral ergeben sich daraus klare Folgerungen: Nicht Anpassung an die umgebende Gesellschaft heißt die Devise, sondern Profilierung. Profilierung aber in dem Sinne, dass die Vollgestalt des Glaubens als *Ziel eines Weges* erscheint. Die Menschen müssen dort abgeholt werden, wo sie stehen und wo sie zu erkennen geben, dass sie Suchende sind. Dafür braucht es Gläubige, die gesprächsfähig im Glauben sind. So fragt der Hirtenbrief des Erzbischofs: „Wo finden sie (die Suchenden) Menschen, die ihre Fragen nach Sinn anhören, sie ernst nehmen und ihnen Zeugnis geben von der Hoffnung, die uns Christen erfüllt?“ Damit aus den Suchenden und Fragenden Pilger im Glauben werden, bedürfen sie der Weg-Gefährten. Es braucht also das Angebot von Weg-Gemeinschaften, in denen man einander hilft in den Glauben hinein zu wachsen. Katechese und Gebet, Bibelarbeit und Feier gehen dabei Hand in Hand. So geschieht Einübung in ein Leben aus dem Wort Gottes. So wird Glaube nicht auf Aneignung von Glaubens-Wissen reduziert, sondern als Lebens-Prozess der *Umkehr* vollzogen, wie es das erste Wort Jesu im Markusevangelium verlangt: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gotte ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15)!

Nahziel missionarischer Bemühungen ist dann nicht mehr, möglichst schnell das Ziel, die volle, sakramentale Eingliederung

in die Kirche zu erreichen, um am sonntäglichen Gottesdienst, der Eucharistiefeier, teilzunehmen, sondern Menschen dafür zu motivieren und zu gewinnen, die Schritte zu gehen, die sie jeweils ehrlich und aufrichtig gehen können. Wenn sie so unterwegs bleiben, werden sie dafür bereit, die Kirche als das zu erfassen, was sie ist: der geheimnisvolle Leib Christi. Sie machen ja schon erste Erfahrungen mit diesem Leib. In der frühen Kirche nannte man diesen Weg des Hineinwachsens „Katechumenat“. Es war ein klar umrissenes Angebot für die Menschen, in denen aus den ersten Berührungen mit dem Evangelium das Verlangen erwacht war, zu Christus zu gehören und sich taufen zu lassen. Als Katechumenen gehörten sie bereits zur Kirche, wenn auch nicht im Sinne voller Mitgliedschaft, denn sie waren noch nicht zum Empfang der Sakramente zugelassen. Sie waren im Status der Einführung in den ganzen Glauben. Die Kirche verpflichtete sich, sie dabei zu begleiten. Die Katechumenen ihrerseits nahmen die Verpflichtung auf sich, sich in den Glauben und eine entsprechende Lebenspraxis einführen zu lassen. Kirche wird so zu einem Gebilde von konzentrischen Kreisen, *gleichzeitig* einladend und offen wie verbindlich und herausfordernd.

Gegenüber dem, wie wir bisher Kirche in unserem Lande gewohnt waren, ergibt dies eine *neue Gestalt von Kirche*: War man bisher entweder als „Gläubiger“ in der Kirche oder als Ungläubiger *außerhalb*, und genügte es dafür, um in ihr zu sein, als Kind getauft worden zu sein und rein privat an der sonntäglichen Eucharistiefeier irgendwo teilzunehmen, so zeigt sich jetzt klarer, dass Christ-Werden ein Wachstums-Weg ist, der eine Einbindung in Gemeinschaft braucht. Eine rein „private“ Mitgliedschaft, ohne dass der eigene Glaube irgendwie ins Gespräch mit anderen kommt, wird – jedenfalls auf Dauer – nicht möglich sein, einfach schon deshalb, weil es zum Stil der Gemeinden gehören wird, einander persönlich anzu-

sprechen und zum Austausch über Leben und Glauben einzuladen. Es wird dadurch aus Erfahrung heraus klar sein, dass man nicht rein passiv glauben kann, also ohne vom eigenen Glauben auch zu reden. Solche Gemeinden werden auch nicht mehr nur vom Engagement der Haupt-amtlichen leben. Sie werden die Ressourcen entdecken, die sie unter sich haben, und zwar nicht nur um das Pfarrfest zu organisieren und Alte und Kranke zum Gottesdienst abzuholen, sondern vor allem dafür, andere für Christus zu interessieren. Diese neue Gestalt von Kirche wird auch einen anderen Umgang mit den Sakramenten haben. Ihre Feier wird aus der individualistischen Verengung befreit werden. Es wird eher gelingen, sie als persönliche *und* als gemeinschaftliche Ereignisse erlebbar werden zu lassen. Kirche ist dann nicht mehr nur die Großinstitution Kirche, sondern das Miteinander im Glauben als Gemeinde vor Ort, – sei es als Territorialgemeinde auf dem Land oder als Personalgemeinde in der Stadt, – die sich als Teil der Weltkirche weiß, aus deren Überlieferung von Anfang an sie lebt.

Anmerkungen:

- ¹ Christian Hennecke, Glänzende Aussichten –Wie Kirche über sich hinauswächst, Aschendorff-Verlag, 2010, S. 58.
- ² Diese Dynamik kommt zum Ausdruck in dem Titel des o. g. Buches: Es bringt viele Beispiele aus Inland und Ausland, wie das konkret pastoral gehen kann.

Karl Theodor Weise

Gibt es eine Pastoral für Menschen guten Willens?

Papst Johannes XXIII. richtete seine Enzyklika „Pacem in terris“ nicht nur an die Kirche, an Bischöfe, Priester, Diakone und Gläubige, sondern auch „an alle Menschen guten Willens“. Diese Adressaten werden in weiteren Enzykliken mit allgemein gültigen Themen ebenfalls angesprochen. Auch die Antrittsenzyklika von Johannes Paul II. Redemptor Hominis, die kein gesellschaftspolitisches sondern ein religiöses Thema behandelt, richtet sich an sie.

Natürlich darf man fragen: Wer ist damit gemeint? Dann folgt die Frage: Gibt es so etwas wie eine Pastoral dieser Menschen guten Willens? Schnell könnte man diese Frage verneinen, geht es doch um Menschen, die nicht zur Herde i. e. S. gehören, was eine pastorale Zuständigkeit begründen könnte.

Die Formulierung „Menschen guten Willens“ begegnet uns schon in der Verkündigung der Engel bei der Geburt Christi. „... Friede auf Erden den Menschen guten Willens“, oder wie die Einheitsübersetzung die Worte „hominibus bonae voluntate“ übersetzt: „Menschen seiner Gnade“. Das II. Vatikanische Konzil sagt in LG 9: „Zu allen Zeiten und in jedem Volk ruht Gottes Wohlgefallen auf jedem, der ihn fürchtet und recht handelt.“ Oder in GS 22 heißt es: „... für alle Menschen, die guten Willens sind, in deren Herzen die Gnade unsichtbar wirkt.“

Wer denkt hier nicht sogleich an Mt. 25,40, wo jene gerettet werden, die Jesus in den Geringsten mit Werken der Barmherzigkeit gedient haben – was doch eindeutig ein Werk der Gnade ist. Weiterhin kann man an die Gebote Gottes, an die Seligpreisungen –

etwa für die Friedensstiftenden – und an die Botschaft der Schrift allgemein denken, die sich ja an alle Menschen richtet.

Niemand wird bestreiten, dass diese Menschen nicht nur in der Kirche zu finden sind, sondern in einer Fülle von Initiativen, Organisationen, Selbsthilfegruppen und als einzelne. Oft ist ihr Einsatz vorbildlich. In jedem Fall sind jene gemeint, die sich von der Enzyklika ansprechen lassen, d.h. die sich den dort behandelten Anliegen verbunden wissen. Nicht nur ehrenamtlich Tätige, sondern ebenso Berufstätige im Dienst der Armen dürften zu den Menschen guten Willens zählen wie auch jene, die Notleidenden mit Spenden und tätigem Einsatz helfen in materieller Not, aber auch da, wo deren Rechte missachtet werden.

Ein weiteres Mal sei das II. Vatikanische Konzil mit GS 22 zitiert, wo es heißt, „Denn nämlich Christus für alle gestorben ist, und es in Wahrheit nur eine letzte Berufung des Menschen gibt, nämlich die göttliche, müssen wir festhalten, dass der Heilige Geist allen die Möglichkeit bietet, diesem österlichen Geheimnis auf eine nur Gott bekannte Weise verbunden zu werden.“ Und weiter in GS 42: „Die Kirche anerkennt weiterhin, was an Gutem im heutigen gesellschaftlichen Dynamismus vorhanden ist: besonders die Entwicklung hin zur Einheit ...“ „Mit großer Achtung betrachtet das Konzil alles Wahre, Gute und Rechte, das sich in all den verschiedenen Institutionen findet, welche die Menschheit sich geschaffen hat und immer neu schafft.“

Darf man die Zusammenarbeit der Menschheit in den Vereinten Nationen als ein Geschenk Gottes zu betrachten? Oft haben die Generalsekretäre der UN in schwierigen Lagen der Menschheit ihre Stimme für Menschenrechte und Menschenwürde erhoben. Im Gotteslob finden wir ein Gebet der Vereinten Nationen (31,1), das ganz unabhängig von einer bestimmten Religion den Geist des guten Willens atmet.

Es gibt sie also, die „Menschen guten Willens“, an ihren Früchten erkennt man sie. Allen Menschen guten Willens gilt auch der Segen der Kirche, vom päpstlichen urbi es

orbi bis zum sakramentalen Segen bei einer Fronleichnamsprozession.

So sehr wir uns über diesen Reichtum an gutem Willen – d. h. an göttlicher Gnade – in der Menschheit freuen, so wenig sollten wir diese Menschen vorschnell – etwa als anonyme Christen – vereinnahmen, denn so sagt das Konzil in GS 28: „Achtung und Liebe sind auch denen zu gewähren, die in sozialen, politischen oder auch religiösen Fragen anders denken oder handeln.“ Dieser Respekt verbietet jeden Bekehrungseifer, der nicht nur abschrecken würde, sondern auch die Wertschätzung der Überzeugungen dieser Menschen verhindert, die uns oftmals auch bereichern können.

Damit kommen wir zur Frage: Gibt es eine Pastoral für diese Menschen? Sofort ist klar, dass eine solche Pastoral einerseits von großem Respekt gegenüber anderen religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugungen dieser Menschen getragen sein muss wie andererseits auch von der Liebe zu ihnen und von der Dankbarkeit für die gemeinsame Motivation durch die Gnade Gottes, aus der aller guter Wille allein kommt.

Diese Pastoral hat keine missionarische Intention. Es geht um den gemeinsamen Einsatz für das Gute ganz im Sinne von GS 93: „Die Christen können ... nichts brennender wünschen, als den Menschen unserer Zeit immer großzügiger und wirksamer zu dienen.“ Man wird die Erfahrung machen, dass bei diesen Menschen ein positiveres Bild der Kirche und des Glaubens entsteht, wenn sie erleben, wie ihre – von gutem Willen geprägten – Ziele aus dem Glauben heraus mitgetragen und befruchtet werden.

Welche Formen kann diese Seelsorge haben? Da ist zuerst das Gebet zu nennen, für die gemeinsamen Anliegen und mit Dank an Gott für diese Menschen und ihren Einsatz. Schon heute gibt es Fürbitten dieser Art in unseren Gottesdiensten. Man könnte sie noch ausdrücklicher auf konkrete, aktuelle Aktionen, Gruppen, Einrichtungen und Anliegen ausrichten und hierbei ebenso ausdrücklich die „Menschen guten Willens“ nennen, die uns vielleicht in manchen Über-

zeugungen fern stehen, im Einsatz für das Gute aber eng verbunden sind. Diese Gebete wirken auch auf uns zurück, indem sie in uns die Liebe zu diesen Menschen stärken.

Wer mit Anders- oder „Un“gläubigen zusammenarbeitet, wird nicht selten in der Kirche kritisch beurteilt. Hierzu drei Beispiele aus eigenem Erleben:

- An einer von der Gewerkschaft initiierten Demonstration gegen Rechts nahm ein Pfarrer teil und wurde prompt von Gemeindegliedern gerügt: wie können Sie als Priester „bei so was“ mitmachen?“

- Als der Verfasser sich als Mitglied bei attac bekannte, fragte ein frommer Kaplan besorgt, ob wir auch „mit Steinen werfen.“ Welch' absonderliche Vorstellung!

- Eine Gruppe setzt sich für das Anliegen „Bewahrung der Schöpfung“ ein und wurde gefragt: „Was hat das denn mit dem Glauben zu tun?“

Die Beispiele verdeutlichen, dass mit dem – möglichst ausdrücklichen und spezifischen – Gebet für die mit Menschen guten Willens gemeinsam getragenen Anliegen auch das Bewusstsein der Gemeinde in einem guten Sinne geformt wird.

Derartige Erlebnisse lassen sich vor dem Hintergrund der Sinus-Milieus einordnen, wo unsere Gemeinden vorwiegend dem traditionsverwurzelten und konservativem Milieu – wohl auch der bürgerlichen Mitte – angehören und sich gerne von jenen abgrenzen, die progressiver, aber gerade dadurch eher der „Option für die Armen“ verbunden sind. Bedauerlicherweise korrelieren diese Einstellungen mit parteipolitischen Orientierungen, was zu pauschalen Vorurteilen führt. Wer sich im Naturschutz engagiert, wird dann leicht als „grüner Spinner“, der für Arme sich Einsetzende als „linker Chaot“ etikettiert.

Das trifft auch die Wirklichkeit, wenn man etwa daran erinnert, dass das bischöfliche Hilfswerk MISEREOR eine Aktion gefördert hat, die Bundestagsabgeordneten dazu aufzufordern, die immer wieder verschobene Erhöhung der staatlichen Entwicklungshilfe

auf den international angestrebten Satz von 0,7% des BIP anzuheben, und diese Aktion zwar von der Mehrheit aller Bundestagsabgeordneten unterstützt wurde, bei den christlichen und liberalen Parteien aber nur von einer Minderheit. Es ist nicht leicht, solche Barrieren zu überwinden.

Es gibt derartige Vorurteile selbstverständlich auch bei vielen „Menschen guten Willens“, mit denen wir vertrauensvoll zusammenarbeiten, die aber gegenüber der Kirche kritisch eingestellt sind.

Mit dem fürbittenden und dankenden Gebet haben wir diese Menschen schon in der Liturgie gewürdigt. Das setzt sich fort im Segen, der sie wiederum ausdrücklich und spezifisch einbeziehen sollte. Wir haben sogar die Erfahrung machen dürfen, dass Fernstehende zu Veranstaltungen in die Kirche – oder zu kirchlichen Aktionen – gekommen sind, wenn sie thematisch mit den gemeinsamen Anliegen verbunden waren. Bei diesen Gelegenheiten werden sie von der Verkündigung explizit erreicht und erfahren, in welcher Tiefe ihre und unsere gemeinsamen Anliegen des Dienstes an den Menschen im Glauben verankert sind.

Aber auch der schlichte aus dem Glauben motivierte und durch die Lehre der Kirche befruchtete Einsatz für gemeinsame Anliegen ist Verkündigung. Die Erfahrung einer „gemeinsamen Wellenlänge“ bringt Nähe und Verbundenheit. Wir als Gläubige wissen uns gemeinsam in der Vaterliebe Gottes geborgen. Das sollte ausstrahlen auch ohne formelle Verkündigung.

Wenn Päpste ihre Rundschreiben – auch – an alle Menschen guten Willens richten, stellt sich die Frage, ob oder wie diese davon erfahren. Beim Besuch eines Konzerns sagte einer der Manager „Das Beste, was zum Thema Umwelt geschrieben wurde, steht in Caritas in veritate.“ Dieses Wissen ist selbst Kirchenmitgliedern nicht immer präsent, zeigt aber immerhin, dass wir gut tun, nach Wegen zu suchen, die Botschaften in geeigneter Form zugänglich zu machen. Schon das Zitieren dieser Dokumente bei geeigneten Gelegenheiten schafft Interesse.

Zur Pastoral gehört auch die diakonische Zuwendung. Von der schlichten Bereitstellung kirchlicher Räume für gemeinsame Aktionen bis zu mitmenschlichem Beistand ergeben sich hier Möglichkeiten zur Unterstützung ohne Hintergedanken. Entscheidend ist die Verbundenheit im Dienst an den Menschen. Daher sollten die Gemeindemitglieder ermutigt werden, diese Zusammenarbeit zu suchen und auszubauen. In der 2010 vom Bistum Hildesheim herausgegebenen Dokumentation „Überfarrlicher Personaleinsatz für eine missionarische Pastoral“ liest man auf S. 8: „Auf diese Weise wird das überfarrliche Pastoralteam dafür Sorge tragen, Menschen konkret auch politisch zu sensibilisieren. Bei seinen Überlegungen muss die Frage eine Rolle spielen: „Wer braucht uns im öffentlichen Raum?“ Und es ist eine besondere Kunst, dann herauszufinden: „Was brauchen die anderen von uns?“

Der Prophet Jeremia mahnt uns (29,7): „Suchet der Stadt Bestes, und betet für sie zum Herrn.“ Gerade im kommunalen Bereich ist unsere Mitarbeit gefordert. Eine hervorragende Orientierung bietet hier die 1992 auf der Weltkonferenz für Umwelt und Entwicklung beschlossene Agenda 21. Sie fordert ausdrücklich auch eine Kommunale Agenda 21, führte aber vor allem zu weltumspannenden Initiativen, wie etwa den Millenniumsentwicklungszielen aus 2000. Viele ihrer Anliegen haben die Unterstützung von Papst und Bischöfen gefunden.

Man wird zusammenfassend sagen können: Ja es gibt eine Pastoral der Menschen guten Willens. Sie missioniert nicht und ist dennoch in der Lage, nicht nur den gemeinsamen Zielen zu dienen, sondern auch eine gemeinsame Hoffnung zu fördern.

Johannes Schelhas

„Entweltlichung“ im frühen Werk Joseph Ratzingers

Die Aufforderung zur „Entweltlichung“ ergeht an eine Kirche, die in rechter Weise in der Welt lebt und ihrer Sendung gemäß heilig sich darstellt und vernünftig handelt. Der Theologe Joseph Ratzinger, seit 2005 Papst Benedikt XVI., hat die These von der „Entweltlichung“ der Kirche unmittelbar nach Beendigung des Zweiten Vatikanischen Konzils in größerer Breite dargelegt. Bereits zuvor hat er Überlegungen darüber angestellt. Später wird er seine Aussage in neuen Anläufen und weiteren Erläuterungen abermals wachrufen und modifizieren. Eine also hinreichend bekannte Forderung hat der Theologe dann als Papst während des dritten Deutschlandbesuchs in seiner Rede im Freiburger Konzerthaus am 25. 9. 2011 wiederum erhoben und präzisiert.

Absicht meiner Ausführungen ist es, die Bedeutung des Begriffs „Entweltlichung“ bei Joseph Ratzinger zu untersuchen. Dies kann an dieser Stelle nicht erschöpfend geschehen. Deshalb beschränke ich mich auf drei Texte des Theologen vor und auf dem Konzil. Abschließend wird von diesen wenigen Texten her eine theologische Begriffsbestimmung vorgenommen, die vorläufig bleibt und durch weitere Einsichten ergänzt werden kann.

Was Ratzinger gedanklich mit „Entweltlichung“ verknüpft, fußt auf neutestamentlichen Aussagen: Paulus ermahnt die Christen, sich dieser Welt nicht anzugleichen. Deshalb sollen sie sich wandeln und ihr Denken erneuern. Dies führt dazu, dass sie alles Irdische tiefer zu unterscheiden wissen und den stets im konkreten Handeln sich

manifestierenden Willen Gottes mehr erkennen können (vgl. Röm 12,2). Die erstrebte Unterscheidung im Geist erstreckt sich vornehmlich auf die Abhebung falscher von richtiger Sorge in der Welt (vgl. Lk 12,22-32; Mt 6,25-33). Das vorrangige Engagement der Glaubenden ist auf das Suchen und Finden des Reiches Gottes in allen Dingen gerichtet. Es nimmt dem Leben und Handeln eines Menschen in der Welt qualitativ nichts fort (vgl. Lk 12,31; Mt 6,33). Es macht ernst mit dem Herrenwort: „Niemand kann zwei Herren dienen“ (Mt 6,24; Lk 16,13). Es basiert auf einer Furchtlosigkeit, die ihresgleichen in der Welt nicht kennt (vgl. Lk 12,32). Es steht insgesamt unter dem eschatologischen Vorbehalt der christlichen Existenzweise – ein Vorbehalt, den der Hebräerbrief (13,14) so formuliert: „Wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige.“ Nichtsdestoweniger sind die Glaubenden in ihrer Gesamtheit und als Einzelne hier und jetzt „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ (Mt 5,13f.). Vor diesem Hintergrund kann man bereits vor den Erläuterungen im Einzelnen sagen: „Entweltlichung“ ist ein Synonym für die Botschaft der „Bergpredigt“. Die erste Adressatin dieser Botschaft ist die Kirche. Die Kirche wird sich somit in Treue zu ihrem Ursprung immerfort in der Welt „ent-weltlichen“. Sie tut dies, indem sie nicht „aus der Welt“ auszieht (vgl. Joh 17,15), sich also nicht von ihrem Ort in der Welt zurückzieht. Denn sie ist „in der Welt“, aber nicht „von der Welt“ (vgl. Joh 17,11.14). Die Kirche kann die Welt nicht aufgeben. Sie gäbe damit sich selbst auf.

1. Erste Konturen des Begriffs „Entweltlichung“

Eine sehr frühe prägnante Erläuterung des Theologumenons „Entweltlichung“ der Kirche gibt Joseph Ratzinger im letzten Paragraphen seiner 1954 unter dem Titel „Volk und Haus Gottes in Augustins Lehre von der Kirche“ veröffentlichten Dissertation, die auf eine Preisarbeit zurückgeht, die er 1951 der Münchner Theologischen Fakultät vorgelegt hat.

Während Augustin zufolge jeder Staat Institution der *civitas terrena* ist, gehört die Kirche der *civitas Dei* an. Wenngleich die beiden „Reiche“ in ihrem Sein und Wesen auseinanderklaffen, arbeiten ihre institutionellen Träger doch weitgehend zusammen. In Hinsicht auf die Übereinstimmung von Reden und Handeln der Bediensteten des Staates bringe dies zwar Konflikte in Bezug auf das rechte Handeln der Menschen mit sich, diese seien aber nicht entscheidend. Entscheidend sei nach Augustin vielmehr, ob ein Mensch sein Herz oben bei Gott habe (*sursum cor!*). Wo dies gegeben ist, bestimme die *civitas Dei* das individuelle Sein und Handeln. Die irdischen, weltlichen Dinge gebrauchen die Menschen beider „Reiche“ in gleicher Weise. Ein Unterschied liegt keineswegs im Gebrauch als solchem. Er ist vielmehr mit dem Ziel verknüpft, auf das hin der Mensch seinen vernünftigen Gebrauch orientiert. Im Umgang mit den Dingen der Welt gibt es bei Menschen somit Übereinstimmung in den Taten und Unterschiede in den Motiven. Die Unterscheidung von Übereinstimmung und Verschiedenheit liegt ebenso Ratzingers theologischem Verständnis von „Entweltlichung“ zugrunde.

Zwischen Kirche und Staat, die beide in der Welt stehen, – nach Augustin sowie nach Ratzinger Christus und Glauben hier und institutioneller Kirche in der Welt dort – besteht eine innere Andersartigkeit, die im Wesentlichen nicht sichtbar ist und die bis in die Tiefe reicht. In seinem großen Frühwerk fasst der junge Ratzinger die Andersartigkeit des Gottesvolkes gegenüber dem natürlichen Volk-Sein so zusammen:

„1. Das Volk-Sein des Volkes Gottes liegt auf einer gänzlich anderen Ebene als alle empirische Volkhaftigkeit. 2. Das Volk Gottes ist selbst von einem Schleier des Empirischen überdeckt, der zwar unabtrennbar ist von ihm, aber keineswegs identisch ist mit seinem Wesen, sondern dieses lediglich ‚anzeigt‘ (signifiziert).“¹

Mutatis mutandis kann gesagt werden: (1.) Die Kirche und die zivile bürgerliche Gesellschaft – egal ob, wie in wenigen Gebieten, noch volkskirchlich geprägt oder, wie in wei-

ten Teilen Europas, inzwischen entkirchlicht/entchristlicht – kommen in etlichen Dingen, die das Äußere und die strukturell organisatorische Verfasstheit in der Welt betreffen, überein. Beide sind indes, was ihren Kern betrifft, auf verschiedenen Ebenen situiert. Hier darf es keine essenzielle Übereinstimmung geben. (2.) Die Kirche in der Welt muss sich unentwegt „entweltlichen“, um in der Armut ihres Herrn und im Hören auf das Wort Gottes ihre pneumatisch-christologische Gestalt im Glauben hervortreten zu lassen. Ratzinger erkennt in dieser Forderung jedoch weder eine Spiritualisierung noch „Platonisierung“ der konkreten römisch-katholischen Kirche sowie anderer Kirchen, Kirchengemeinschaften und Konfessionen.

In der Preisarbeit der 50er-Jahre ist die als „Entweltlichung“ bezeichnete Sache der richtigen Stellung der Kirche in der Welt als theologischer Begriff noch nicht ausgebildet. Für den später verwendeten Begriff tritt bereits zu dieser Zeit das Element der Selbstbescheidung der Kirche in der Welt hervor, um der Offenbarungserkenntnis willen. Ratzinger kleidet seine auf die Gegenwart fokussierten Gedanken sehr behutsam und vorsichtig in die tastende Überlegung ein: War die Haltung der Selbstbescheidung im 5. Jh. der Kirche angesichts der Kraft und Macht der Völker (Völkerwanderung) nicht auf den Leib geschnitten, so ist sie in der zweiten Hälfte des 20. Jh. der Kirche zuhöchst angemessen. Der Theologe wörtlich: „[M]an kann vielleicht auch fragen, ob sie [die Haltung des Sichbescheidens; J.S.] nicht heute manchmal richtiger wäre als Verchristlichungsversuche, denen der Boden in den Tatsachen fehlt“ (317). Seine Aussage hat ihre ekklesiale Geltungskraft noch immer nicht eingebüßt. Nach wie vor lastet auf der Kirche ein Sollen, dessen Anspruch aus dem niedergeschriebenen Wort Gottes herrührt. Er muss in der heutigen Welt in Bescheidenheit und Entschiedenheit, mit Klugheit und Maß, ebenso gradlinig wie umsichtig durchgesetzt werden. Ratzinger begründet dieses Sollen mittels der Vernunft des Glaubens metaphysisch.

Einen der Rede von der äußeren Selbstbescheidung der Kirche analogen Gedankengang legt Hugo Rahner SJ (1900–1968) vor, der ihn im Licht patristischer Studien entwickelt hat. Vor diesem weiten Hintergrund hat auch Ratzinger seinen Gedanken entfaltet. In seiner Rede auf dem Kölner Katholikentag 1956 stellte Rahner gegen das Vorurteil vom Verfall der Kirche in der Geschichte der Welt (drei Stichworte zur Verdeutlichung: konstantinische Zeit; mittelalterliches Sacrum Imperium; eschatologisches Prophetentum und Messianismus) seine Sicht der Kirche als „Gottes Kraft in menschlicher Schwäche“ dar. In der kleinen gleichnamigen Schrift über die Kirche verknüpft der Verfasser Herrlichkeit und Kreuz, Erfolg und Misserfolg, Größe und Armseligkeit im Bild der Kirche. Das Büchlein bietet sich angesichts aktueller Erschütterungen des ekklesialen Gefüges zur Relecture an, weshalb eine längere Passage angeführt wird. Rahner fragt: „Sind nicht wir es, wir Armselige, wir Sonntagskatholiken, wir Taufscheinversicherte, wir Gelegenheitsfromme, wir bequem gewordene Hirten, die das Bild der Catholica verzerren und verdunkeln? Weil wir so sind, darum ist die Kirche für viele, die draußen stehen, Glaubensprüfung, vielleicht oft Glaubenshindernis, und für viele, die drinnen sind (für uns selbst oft) billige Entschuldigung dafür, dass wir heimlich eben das tun, was wir an der Kirche so messerscharf zu tadeln wissen. Dabei kann uns nur eines trösten ...: dass gerade diese Schwäche für den zum tiefsten Glaubensmotiv wird, der in einer seligen Erleuchtung die Pilgerin Kirche als die heimliche Königin erkannt hat. Aber das ist Trost, nicht Entschuldigung.“² Was die Rede von der Schwäche der Kirche bei Hugo Rahner besagt, drückt analog die Rede von der Selbstbescheidung der Kirche bei Joseph Ratzinger aus.

2. „Entweltlichung“ im Horizont der Kirche

In dem erstmals 1958/59 in der Zeitschrift „Hochland“ veröffentlichten Vortrag „Die

neuen Heiden und die Kirche" führt Ratzinger die Formulierung „Entweltlichung der Kirche“³ an und erläutert sie einschlägig. Er greift in seiner Rede ein von Karl Rahner SJ (1904–1984) zuvor behandeltes Thema auf.⁴ Ratzinger leitet den Inhalt des Begriffs her, indem er messerscharf das Erscheinungsbild der Kirche in der Neuzeit reflektiert. Es folge in manchen Teilen „einer mehr oder minder aufklärerischen Grundhaltung“ (326). Die Kirche sei „Kirche der Heiden“ geworden und werde dies noch mehr werden. Im Herzen dieser Kirche lebe das „Heidentum“. Ein innerkirchliches Heidentum sei zur Anfechtung des Christlichen geworden. Ratzinger spricht (unter Hinweis auf Mk 13,14) vom unheilvollen Gräuel „der Verwüstung an heiliger Stätte“ (325) und hebt damit auf die Kirche ab. Gleichwohl geht es ihm nicht darum, jene Christen, welche die Bräuche und den Glauben nicht (mehr) praktizieren, generell zu Heiden zu erklären. Viele von ihnen würden nämlich aus subjektiven, moralischen Gründen glauben und die Glaubenserkenntnis hier auf Moral, dort auf das eigene Gutdünken zuspitzen, ja eng führen. Etliche Christen würden somit partielle Inhalte aus dem Bekenntnis der Kirche „herauspicken“, andere hingegen offenkundig bewusst „ausscheiden“. Dies wirke auf die Kirche zurück. Es bringe zu viel Welt in einem nicht evangeliumsgemäßen Sinn in die Kirche hinein. Ratzingers Diagnose zielt auf die folgerichtige Feststellung: Aufgrund der Selektion der Inhalte können sich viele Christen den Glauben der Kirche als Ganzes nicht mehr zu eigen machen, ihn nicht mehr ihr Eigen nennen. Und der Theologe folgert daraus: Kirche und Welt müssten in Abkehr von ihrer aus dem Mittelalter herrührenden Deckung wieder stärker in ihrer Eigenart, in Differenz, in Gegensatz gesehen werden. Das (europäisch konzipierte) kulturpolitische Faktum „Kirche“ sei das eine, während das andere das eschatologische Heil Gottes sei, das die Kirche bezeugt und repräsentiert und das selbst kein Element von „Welt“ ist. Ratzinger wörtlich: „So ist es verständlich, dass heute vielfach sehr eindringlich die Frage gestellt wird, ob man nicht die Kirche

wieder in eine Überzeugungsgemeinschaft verwandeln sollte, um ihr so ihren großen Ernst wiederzugeben. Das würde bedeuten, dass man auf die noch vorhandenen weltlichen Positionen rigoros verzichtet, um einen Scheinbesitz abzubauen, der sich mehr und mehr als gefährlich erweist, weil er der Wahrheit im Wege steht“ (327). Was der Theologe an dieser Stelle wiederum fragend vorträgt: (1.) Die Kirche soll ihre Sendung bis zum Äußersten ernst nehmen, (2.) die Kirche soll den Widerspruch von Schein und Sein überwinden, der in der Welt notwendig aufklafft und den sie auf Erden niemals vollständig überwunden haben wird, (3.) die Kirche soll die Gemeinschaft der Glaubenden sein, die in der Welt missionarisch wirksam ist – dies weist Facetten des Theologumens „Entweltlichung“ der Kirche auf. Diese Gesichtspunkte wirken immerfort wie ein Ruf zur Umkehr der Kirche. Der Klarheit der Sendung der Kirche wird seines Erachtens die Alternative Volkskirche – Gemeindekirche nicht gerecht, weil das zweite Element, Gemeindekirche, als das allein in die Zukunft weisende die Nichtglaubenden als Adressaten der Botschaft programmatisch aufwerte mit der Folge, dass dann der Glaube insgesamt jene Kraft einbüßt, die nur die Glaubenden für das Leben der Kirche aufbringen können (vgl. 327 Anm. 1). Mir scheint genau an dieser Stelle, die die Sendung der Kirche in der (!) Welt in den Blick nimmt, der Haftpunkt der Rede von der „Schönheit des Glaubens“ erkennbar zu werden – einer Rede, die Papst Benedikt seit geraumer Zeit in seinen vielfältigen Äußerungen auffallend forciert.

Wenn Ratzinger in seinem Vortrag von 1958 von der sich reformierenden Kirche spricht, steht ihm die Gemeinschaft von Heiligen und Sündern vor Augen; spricht er demgegenüber von Nichtglaubenden oder nicht mehr Glaubenden, denkt er an Einzelne. Generell gebührt nach seiner Auffassung dem Wir der Gemeinschaft der Glaubenden der Vorzug vor dem Ich des Glaubenden oder des Nichtglaubenden. Auf die in der Gnade Gottes gegebene Identität der Gemeinschaft, auf ihr zahlenmäßiges

Wachstum in der Welt, auf die geistig-geistliche Kraft ihres Bekenntnisses richtet er sein Augenmerk. Als weitere profilierte Beschreibung des Theologumenons „Entweltlichung“ der Kirche liest sich vor dem Hintergrund authentischen Zeugnisses der Gemeinschaft der Glaubenden folgende Passage aus seinem Vortrag: „Nur wenn sie [die Kirche; J.S.] aufhört, eine billige Selbstverständlichkeit zu sein, nur wenn sie anfängt, sich selbst wieder als das darzustellen, was sie ist, wird sie das Ohr der neuen Heiden mit ihrer Botschaft wieder zu erreichen vermögen, die sich bisher noch in der Illusion gefallen können, als wären sie gar keine Heiden.“ Ratzinger räumt im Blick auf die Stellung der Kirche in der zivilen Gesellschaft ein: „Freilich wird ein solches Zurücknehmen äußerer Positionen auch einen Verlust an wertvollen Vorteilen bringen, die sich aus der heutigen Verflechtung der Kirche mit der Öffentlichkeit zweifellos ergeben. Es handelt sich dabei um einen Prozess, der mit oder ohne Zutun der Kirche vor sich gehen wird, auf den sie sich also einstellen muss. [...] Freilich darf umgekehrt dieser Prozess auch nicht in verkehrter Weise forciert werden, sondern es wird wichtig sein, jenen Geist kluger Maßhaltung zu bewahren“ (330).

Die „Entweltlichung“ der Kirche ist im Verständnis Joseph Ratzingers ein prozessuales Geschehen. Es vollzieht sich unentwegt auf drei Ebenen, die sich wechselseitig durchdringen: dem Sakramentalen, der Verkündigung des Glaubens in der Liturgie und im Alltag nach der liturgischen Feier, dem persönlichen Zeugnis. Auf jeder Ebene müsse deshalb eigens entschieden werden, was konkret zu tun sei, damit jemand die Gemeinschaft, die die Kirche ist, „entweltlichen“ könne. Der Prozess insgesamt nährt sich aus der „Unterscheidung der Geister“ – Ratzinger wörtlich: aus der „Selbstabgrenzung“, aus der „Unterscheidung des Christlichen, wenn nötig zur kleinen Herde hin“. Er ist davon überzeugt, dass die Kirche dadurch keinen Schaden nehmen wird (331).

Das als „Entweltlichung“ Bezeichnete erläutert er im Hinblick auf zwei der soeben eingeführten drei Ebenen: in Hinsicht auf

das Sakramentale und für das persönliche Zeugnis folgendermaßen: (1.) Das Wesen, der innere Gehalt der Kirche ist unbedingt schützenswert. Dies geschieht in der Existenzweise des Glaubens, die ein „Gesamtbau“ ist (331). Das Herz der Kirche darf deshalb mit „Welt“ nicht verwechselt werden. Während der sakramentale Bereich die „Selbstbegrenzung der Kirche“ notwendig erfordert (331), verbietet das persönliche Zeugnis jegliche Art von Selbstbegrenzung und Abschließung. Weil die Deckung von Kirche und Welt in der Gegenwart bloß noch Schein ist, welcher der Kirche und der Welt Schaden zufügt, muss sich dem „inneren Strukturwandel“ der Kirche infolge des Ablegens ihres Scheins auch ein äußerer Strukturwandel zum „pusillus grex“, zur „schwachen Herde“, anschließen (332). (2.) Die konzentrierte Ausrichtung des Denkens und Fühlens auf die Kirche als ein Resultat von „Entweltlichung“ schärft in den Glaubenden das Verlangen nach dem eigenen Heil und dem der anderen, nach dem Heil der Welt. Das Heil des einzelnen Christen sowie das Heil der anderen Christen und Nichtchristen ist in der Gnade Gottes geborgen. Die göttliche Gnade, die die freie Liebe Gottes ist, möchte indes von möglichst vielen Sündern auf nicht anonyme Weise gefunden werden. Dies geschieht durch die Gemeinschaft der Glaubenden. Die christozentrische Einheit des Heils wird in einem solchen Denken jedoch die gnadentheologisch-anthropologische Unterscheidung der zwei Heilswege von Menschen nicht ausreichend berücksichtigen können. Das Wissen um das Heil der anderen in Christus kann nach Ratzinger keinen Christen von der Notwendigkeit und vom Ernst des eigenen Zeugnisses im Glauben dispensieren (vgl. 336). Die Rede von der „Entweltlichung“ soll also in den Herzen der Glaubenden den Freimut des Bekenntnisses stimulieren.

Die Facetten von „Entweltlichung“, die den Begriffsinhalt im Blick auf die Kirche bestimmen, lassen Kirche und Welt in einen unvermeidbaren Gegensatz treten. Über die Kirche nach dem Epheserbrief führt der 1953 zum katholischen Glauben konvertierte

Theologe Heinrich Schlier (1900–1978), den Ratzinger in seinen Werken bevorzugt zitiert, Folgendes aus: Die Kirche hat „ihren Grund in dem vorzeitigen Liebeswillen Gottes ... Sie liegt also ihrem Wesen nach dem Geschaffenen voraus. Erst recht ist sie nicht ein Produkt der Geschichte. ... Die Wirklichkeit, die zuerst und zuletzt von Gott in Christus ersehen und gewollt ist, ist nicht die Welt, sondern die Kirche.“⁵ Schliers Auslegung von 1949 liest sich wie eine vorweggenommene Bekräftigung der Kernaussage Ratzingers zum Verständnis von „Entweltlichung“.

Das „Material“ des Gegensatzes, der mit der Kirche gegeben ist, hat Erich Przywara SJ (1889–1972) näher bedacht. Er hat den Gegensatz in etlichen Gegensätzen antithetisch beschrieben. Uns interessiert hier besonders der Gegensatz innerzeitlich/endzeitlich, der das Ratzinger'sche Theologumenon „Entweltlichung“ durchweht. Dieser Gegensatz ist Przywara zufolge der ekklesiale Gegensatz „par excellence“. Er bestimmt seit dem „Urriss“ zwischen Judentum und „Heidentum“, Israel und der Kirche beim sogenannten Apostelkonzil am Anfang der Kirche den Rhythmus des Lebens der Kirche in der Welt. Er artikuliert „quer durch alle Gegensätze hindurch die Spannung zwischen ‚altem‘ Katholizismus nüchtern praktischer Tradition in realer Welt, [sic] und ‚neuem‘ Katholizismus einer kontemplativ pneumatischen Renovation in Erwartung des Herrn.“⁶ Was Erich Przywara als Spannung in den beiden irdischen Gestalten des Katholizismus bezeichnet, die auf den Sieg des Neuen und den Wandel des Alten hofft, drückt zuvor bei Joseph Ratzinger analog die Rede vom äußeren Strukturwandel der Kirche aus, hin zu einer armen Kirche, die ganz in Jesus Christus reich ist und in ihm alles einschließt.

3. „Entweltlichung“ im Horizont der Welt

Mit der Zuwendung der Kirche zur Welt auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–

1965) sieht Joseph Ratzinger gegenüber der Intention der früheren Konzilien, welche der Verweltlichung der Kirche jeweils unter einem spezifischen Aspekt entgegenwirkte, vordergründig ein neues Paradigma gegeben. Eine zeitnahe Reflexion über die „Struktur des Zweiten Vatikanischen Konzils“ stellt er in dem 1966 erschienenen Beitrag „Welt-offene Kirche?“ an.⁷ Nach der Auffassung des Theologen habe das letzte Konzil alles in die Kirche einbezogen – hineingeholt oder auf sie hingeordnet. Dahinter steckt eine Anspielung auf die Aussage Eph 1,10: Der Gott Jesu Christi „hat beschlossen, ... in Christus alles zu vereinen“. Das Konzil hat Ratzinger zufolge den Eindruck erweckt, als sei gerade nicht „Entweltlichung“, sondern Verweltlichung im Sinn einer Öffnung zur Welt das Ziel der katholischen Kirche geworden. Diese Stoßrichtung sei insoweit legitimiert, als sie die Tatsache nachbildet, die Gott selbst in seiner „Verweltlichung“, der Inkarnation des Wortes, eingeschlagen hat. Um dies auszudrücken, führte und führt die Theologie den Begriff „Sendung“ (missio) an und entwickelt vor diesem Hintergrund ihr Verständnis von Mission und Zeugnis – Liebe und caritas treten bei Ratzinger als synonyme Begriffe von Zeugnis hinzu. Die Aufgabe der Theologen besteht seiner Auffassung zufolge darin aufzuzeigen, dass die Öffnung der Kirche zur Welt keine Verweltlichung ist, die die christologische Substanz preisgibt, sondern dass sie vielmehr die Erneuerung der Kirche in Jesus Christus ankündigt und realisiert (vgl. 283). In der Metareflexion fällt wiederum auf: Die starke christologische Konzentration des Begriffs „Entweltlichung“ und die komplexe Orientierung auf das alles umfassende Eine in Christus kann das pneumatische Wirken Gottes in den Menschen und Dingen der Welt, das in sich vielfältig beschaffen und geordnet ist, nicht ausreichend berücksichtigen. Die Erneuerung der Kirche zieht indes die Erneuerung der Welt in Jesus Christus hinter sich her, insofern Christus und die Kirche nicht identisch sind (vgl. 297f.).

Im Licht der Sendung der Kirche in die Welt drückt die Rede von der „Entweltlichung“

den aktuellen, situativen Auftrag der Kirche aus. Er besteht darin, der Welt Christus zu „geben“ – gemäß Mk 16,15: das Evangelium allen Geschöpfen zu verkünden. Nach Ratzinger macht der Auftrag den spezifisch christlichen Dialog mit der Welt erforderlich, in dem immer die christologische Antwort das anthropologische Fragen eröffnen kann und muss, welches hernach die Antwort und die Fragen interpretiert und die Antwort tiefer zur Antwort macht (vgl. 292-296). Er begreift dies auch explizit als Aufgabe der theologischen Wissenschaften (vgl. 289). Dies liest sich neu als ein Plädoyer für eine starke Theologie im Fächerpoker der Wissenschaften sowie als Einweisung in die Elemente der Interdisziplinarität und Kontextualität der akademischen Theologie.

Das Gebot der „Entweltlichung“ der Kirche drängt die Glaubenden zu einem vielfältigen missionarisch-diakonisch-caritativen Engagement in der Welt. Die konkrete Welt ist der Ort des Zeugnisses. Der Gedanke der „Entweltlichung“ forciert geradezu die Hinwendung der Christen in die Welt um Gottes und der Menschen willen. „Entweltlichung“ führt somit neu in die Welt hinein; sie schreibt die Welt nicht ab. Indem Glaubende sich selbst „entweltlichen“, befähigt Gott sie dazu, die irdischen Dinge, das dem Glauben Sachfremde, die Eigengesetzlichkeit der weltlichen Bereiche anzuerkennen und wie im Raum der Kirche auch in der Welt vernünftig und verantwortungsvoll zu handeln. Ratzinger erkennt in einer derartigen „Rückgabe des Weltlichen an die Welt“ infolge der Wertschätzung der Reichtümer der Welt die „tiefgehende Entweltlichung der Kirche, die sich gleichsam ihres weltlichen Reichtums entblößt und wieder ihre ganze weltliche Armut annimmt“ (299). „Entweltlichung“ im Horizont der Welt bedeutet im Blick auf die Kirche dann Freigeben von „Welt“ in christlicher Demut und Gelassenheit.

Der bereits erwähnte Theologe Erich Przywara SJ spricht vor dem Hintergrund der hier vorgenommenen Fokussierung des Theologumenons „Entweltlichung“ auf den Faktor Welt von einer grundsätzlichen „*Einweltlichung in die Welt*“ und zeigt dies

anhand der ökumenischen Konzilien im Einzelnen auf.⁸ Er bezeichnet damit ein elementares Moment des Handelns der Kirche, die ihren Platz „in der Schwebel“ hat. Die Konzilien austarierten und austarieren zwischen Restauration und Renovation das Handeln „in der Schwebel“ und regulieren es, um der Not der Kirche Abhilfe zu schaffen. Der Zustand der „Schwebel“ ermöglicht der Kirche jeweils Erneuerung an einem konkreten Punkt. Er weist die Glaubenden auf geradem Weg in die Welt ein. Im Anschluss an Przywara und Ratzinger kann man das „entweltlichte“ Engagement der Glaubenden als Engagement in die Welt um Gottes und der Menschen willen bezeichnen.

4. Versuch einer Begriffsbestimmung

Vor dem Hintergrund der in diesem Beitrag analysierten frühen Schriften des Theologen Joseph Ratzinger soll zusammenfassend festgehalten werden: „Entweltlichung“ ist ein theologischer Begriff, der das Christliche als Ganzes bezeichnet. Dieses manifestiert sich als Glauben, der eine komplexe Existenzweise des Menschen ist. Der Begriff „Entweltlichung“ reguliert den christlichen Glauben in seiner Ausrichtung auf Kirche und Welt. Er beschreibt im Licht der Heiligen Schrift den rechten Platz der Christen in der Welt. Die Sendung der Kirche tritt darin klar hervor. Sie nimmt im Zeugnis der Gemeinschaft wie der Einzelnen Gestalt an.

Im Blick auf das Erwerben vernünftiger Erkenntnis besagt das Theologumenon „Entweltlichung“: Der Glaube ist der Angelpunkt (cardo). Der Glaube ist das zentrale Kriterium der vom Evangelium und seiner Auslegung sowie von den Konzilien gewollten Erneuerung, die kraft des Geistes in Jesus Christus zur Ehre des Vaters im Himmel geschieht. Aus dem Glauben kommen die Erkenntnis des sowohl gemeinschaftlichen als auch individuellen Standpunktes in der Kirche, die Erkenntnis zum Handeln in der Welt und die praktische Orientierung in jeder Stunde und Lebenslage.

In Bezug auf den Selbstvollzug der christlichen Existenz in der kirchlichen Gemeinschaft bedeutet „Entweltlichung“ letztendlich *zu Hause sein*; will heißen: die Existenz in der Schweben von Kirche und Welt festzumachen, auf beide Pole hin ausgerichtet, ausgespannt zu sein und zu bleiben. Dies befähigt die Einzelnen dazu, den immer kommenden Gott im Glauben aufzunehmen, um auf diese Weise mehr Kinder Gottes zu werden. Mir kommen bei diesem Gedanken die dichten Zeilen aus dem „Gebet des Klosters am Rande der Stadt“ der Schweizer Schriftstellerin Silja Walter OSB (1919–2011) in den Sinn, wo es heißt: „Jemand muss zu Hause sein, Herr, wenn du kommst. Jemand muss dich erwarten, wie ein Dieb, unten am Fluss vor der Stadt. Jemand muss nach dir Ausschau halten, Tag und Nacht.“ Ein solches „entweltlichtes“ Handeln von Christen hat seinen Ort nicht hinter den Mauern geistiger Abschottung, nicht in der Sakristei, nicht im Getto des volkshirchlichen Restes, nicht in einer quasifeudal sich darstellenden vollkommenen Gesellschaft, nicht hinter dem Ofen, an dem sich die im Beharren hartnäckigsten Gemeindeglieder wärmen, sondern verankert in Gott inmitten der Welt – „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“.

Fazit: Das Theologumenon „Entweltlichung“ steht summarisch „für eine Erneuerung der Kirche vom Ursprung her“⁹.

dieses Abschnitts beziehen sich hierauf. Das Sachregister der in dem Buch gesammelten Beiträge enthält den Begriff „Entweltlichung der Kirche“ (413). Neu ediert in: JRGS 8/2, Freiburg 2010, 1143–1158.

- ⁴ Ratzinger verweist auf K. Rahner, *Der Christ und seine ungläubigen Verwandten*, in: Ders., *Schriften zur Theologie*, Bd. 3. Einsiedeln 1956, 419–439. Dieser bibliografische Hinweis findet sich jedoch nur in der Hochland-Ausgabe von 1958/59 als Anm. 1. Die Anm. 1 in der Beitragssammlung von 1969 hingegen analysiert ein neuartiges Phänomen.
- ⁵ H. Schlier, *Die Kirche nach dem Briefe an die Epheser*, in: Ders., *Die Zeit der Kirche. Exegetische Aufsätze und Vorträge*. Freiburg (1955) ³1962, 159–186, 160.
- ⁶ E. Przywara, *Kirche in Gegensätzen*. Düsseldorf 1962, 46.
- ⁷ J. Ratzinger, *Weltoffene Kirche? Überlegungen zur Struktur des Zweiten Vatikanischen Konzils* (1966), in: Ders., *Das neue Volk Gottes. Entwürfe zur Ekklesiologie*. Düsseldorf 1969, 282–301. Die nachfolgenden Seitenverweise innerhalb dieses Abschnitts beziehen sich hierauf.
- ⁸ E. Przywara, *Kirche in Gegensätzen*. Düsseldorf 1962, 16.
- ⁹ S. Wiedenhofer, *Grundzüge des Kirchenverständnisses von Joseph Ratzinger*, in: C. Schaller (Hg.), *Kirche – Sakrament und Gemeinschaft. Zu Ekklesiologie und Ökumene bei Joseph Ratzinger* (Ratzinger-Studien 4). Regensburg 2011, 118–152, 121.

Anmerkungen:

- ¹ J. Ratzinger, *Volk und Haus Gottes in Augustins Lehre von der Kirche* (MThS.S 7). St. Ottilien 1992, 318 (unv. Nachdr. der Aufl. von 1954). Der nachfolgende Seitenverweis innerhalb dieses Abschnitts bezieht sich hierauf. Neu ediert in: JRGS 1, Freiburg 2011, 43–419.
- ² H. Rahner, *Die Kirche, Gottes Kraft in menschlicher Schwäche*. Freiburg 1957, 12.
- ³ J. Ratzinger, *Die neuen Heiden und die Kirche* (1958/59), in: Ders., *Das neue Volk Gottes. Entwürfe zur Ekklesiologie*, Düsseldorf 1969, 325–338, 330. Die nachfolgenden Seitenverweise innerhalb

Leserbriefe

Zu Eva-Maria Faber: Ende der Volkskirche oder Differenzierung der Pastoral? (Heft 2/2012, S. 35–38)

In der Ausgabe 2/2012 des Pastoralblattes hat Eva-Maria Faber einen Beitrag zum Thema „Ende der Volkskirche oder Differenzierung der Pastoral“ vorgelegt. Dieser ist eine notwendige Einmischung angesichts der aktuell mehr oder weniger offen gestalteten Richtungsdiskussionen um eine pastorale Grundorientierung in der katholischen Kirche.

So hat sich der Trierer Bischof Ackermann im Nachgang zum Madrider Weltjugendtag 2011 dahin gehend geäußert, dass die Zukunft der katholischen Kirche in einer Entscheidungskirche liege. Es sind die Entschieden, die an solchen Veranstaltungen teilnehmen und die das zukünftige Gesicht der Kirche prägen werden. Ähnliche Töne schlägt auch der Hildesheimer Regens Christian Hennecke an, der zur Zeit viel als Rat- und Impulsgeber in den deutschen Diözesen unterwegs ist. In seinem neuesten Buch „Glänzende Aussichten. Wie die Kirche über sich hinauswächst“ (Münster 2010) entwirft er ein leidenschaftliches Plädoyer für eine spirituell anspruchsvolle Kirchengestalt auf der Grundlage von kleinen engagierten Gemeinschaften.

Eva Maria Faber weist darauf hin, dass diese spirituelle Glaubenspraxis in kleinen Gruppen und bei einigen Events eine mögliche Zukunftsgestalt der katholischen Kirche sein kann. Ob es für die deutsche Kirche die bedeutsamste ist, darf allerdings bezweifelt werden. Vielfach hat es den Anschein, dass kirchliche Entscheidungsträger bewusst eine Polarität von Volkskirche contra Entscheidungskirche herbeireden. Hier für eine differenzierte Sicht zu plädieren und sich gegen leichtfertige Grenzziehungen zu positionie-

ren ist ein sinnvolles Unterfangen angesichts der Unsicherheit, mit der viele haupt- wie ehrenamtlich Engagierte in den aktuellen Umbruchsprozessen der Kirche unterwegs sind. In diesem Sinn wünsche ich dem Beitrag von Frau Faber eine nachhaltige Diskussion – auch in dieser Zeitschrift.

Das Plädoyer für die Entscheidungskirche wirft Fragen auf, die Papst Benedikt XVI. bei seinem Deutschlandbesuch unter dem Schlagwort „Entweltlichung“ zugespitzt hat. Denn wer eine Entscheidungskirche will, muss der nicht Konsequenzen ziehen und den Rückzug der Kirche aus dem öffentlichen Raum aktiv betreiben? Muss dann nicht alles Geld und Kraft investiert werden, um die Entschieden zu sammeln in kleinen Gemeinschaften und Intensivgruppen? Sollte dann nicht pastorale Planung sich alleine hierauf konzentrieren? Kann dann an einer Kirchenfinanzierung festgehalten werden, die große Teile der Bevölkerung einbezieht? Bedarf es dann noch sozialer Hilfe für alle als Ausdruck christlicher Liebespraxis? Braucht es dann nicht mehr Zurückhaltung bei einer ethisch fundierten Politikberatung?

Solche Fragestellungen zeigen, dass das Plädoyer für eine Entscheidungskirche halberzig und unausgereift ist, denn vermutlich wollen viele Wortführer so eine Kirche wohl auch nicht. Die Rede von der Entscheidungskirche ist sogar eine gefährliche Rede, denn sie fördert den Rückzug des Glaubens ins Private. Natürlich ist die Kirche, sind insbesondere ihre Sozialformen einem tiefgreifenden Umbruch ausgesetzt. Natürlich ist ein Niedergang ihrer institutionellen Kraft festzustellen. Soziologen sprechen von einer „Erosion der Gnadenanstalt“ (Ebertz). Aber daraus sollten keine voreiligen Schlüsse gezogen werden. Inmitten von Auflösungserscheinungen geschieht auch eine Erneuerung der volkshkirchlichen Gestalt. Hierauf hat jüngst der Münsteraner Studentenfarrer Jan Loffeld in seinem Buch „Das andere Volk Gottes. Eine Pluralitätsherausforderung für die Pastoral“ (Würzburg 2011) hingewiesen. Die Mehrheit der Kirchenglieder wählt

heute eine selektive Form der christlichen Existenz. Als Festtags- und Kasualchristen tauchen sie nur von Fall zu Fall in den Gemeinden auf und erfinden ein neues situatives Kirche-Sein.

Für die deutsche katholische Kirche dürfte ihre Perspektive daher doch eher darin liegen, dass sie ihren unterschiedlichen Mitgliedern gerecht wird. Die Mitglieder sind es, die selbst über ihre Formen der Zugehörigkeit entscheiden. Manche geben Geld, andere kommen zu den Kasualien, wieder andere geben ein entschiedenes christliches Zeugnis im sozialen Handeln etc. Mit diesen unterschiedlichen Mitgliedsformen muss Kirche, müssen die Verantwortlichen, offensiv umgehen. Hierzu bedarf es neuer Formen der Kommunikation. Pastorale Entwicklungsarbeit darf daher nicht nur Räume neu sortieren, sondern muss Energie aufbringen, Mitgliedschaft neu zu beschreiben. Lernen könnte man hier von den Verbänden und Vereinen innerhalb und außerhalb der Kirche. Vereine kennen viele Formen der Mitgliedschaft und gehen in ihrem Selbstverständnis damit offensiv um. Werbestrategien sprechen Menschen gezielt darauf an, ob sie sich in Vereinsgremien engagieren, ob sie ihre Kompetenzen etwa als Übungsleiter einbringen oder ob sie „nur“ zahlendes Mitglied sein wollen. Für den Verein sind diese unterschiedlichen Mitgliedschaftsformen bedeutsam, damit er seinem Zweck nachkommen kann. Kirche kennt eine solche differenzierte Mitgliedschaft zwar faktisch, aber sie geht damit bisher nicht offen um. Mitgliedschaft wird immer noch gemessen an der sich zum Gottesdienst versammelnden Gemeinde. Eine viele Mitgliedschaftsformen kennende und anerkennende Kirche realisiert hingegen jene Katholizität, die nicht auf Grenzziehung, sondern auf Weite bedacht – so Eva Maria Faber im Rückgriff auf Bertram Stuben. Katholizität als Begriff, der jenen von der Schrift bezeugten allgemeinen Heilswillen Gottes in ein ekklesiologisches Attribut überträgt. Dieser gibt davon Hoffnung, dass niemand von der Gottesgemeinschaft ausgeschlossen bleibt, die im

Sakrament Kirche ein für alle Mal der Welt erschienen ist.

Womöglich kann hier die katholische Kirche vom evangelischen Diskurs über die Zukunft der Volkskirche lernen – Volkskirche nicht verstanden, dass ihr alle zugehören, sondern dass sie sich auf alle, die ihr zugehören, einstellt. Eine solche Kirche ist ein offenes Gebilde, das eine Art Grenzverkehr mit anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen pflegt und auf diese Weise den Menschen christliche Traditionen zugänglich macht.

*Manfred Körber
52062 Aachen*

Literaturdienst

Albert Wunsch: An welcher Schraube Sie drehen können, damit Ihre Beziehung rundläuft. Goldmann-Verlag 2011; 254 S., 8,99 Euro.

Ein Auto muss regelmäßig zur Inspektion, alle 2 Jahre zum TÜV. Vor dem Winter sollten die geeigneten Reifen aufgezogen werden. Ohne regelmäßige Wartung bleibt jedes Auto früher oder später stehen.

Was für ein Fahrzeug gilt, ist auch für jede Partnerschaft wichtig. Das ist die These des neuen Buches von Albert Wunsch. Wunsch wählt das Beispiel der Fahrzeugpflege, um darzustellen, was eine Ehe beständig macht.

„Liebe ist wie ein Auto – auch sie sollte hin und wieder zum TÜV“, heißt es auf Seite 30. Tiefgründiger drückt es Franz Kafka aus, den Albert Wunsch zitiert (S. 32): „Die Liebe ist ein leichtgängiges Fahrzeug, das Problem sind nur die Fahrer, die Lenkung, die Bremse und die Straße.“ Oder die Kupplung.

Sie sorgt für die Angleichung zwischen dem schnell drehenden Motor und den angetriebenen Rädern. Wenn die Räder vor der Ampel stehen, macht die Kupplung Anfahren möglich. Wenn Frau oder Mann abends nach Hause kommen, ist oft die Kupplung gefragt. Die eine ersehnt Entspannung und Ruhe, der andere will den Frust des Tages loswerden, den Überdruck bei der Partnerin ablassen. Wer nimmt jetzt Rücksicht auf wen?

Wunsch formuliert 8 Fragen zur Kupplung. Zum Beispiel:

Wie groß ist die Fähigkeit, Bedürfnisse oder Erwartungen auch aufschieben zu können?

Welche Fähigkeiten, besitzen Sie, Ihren Partner / Ihre Partnerin gekonnt aufzumuntern? (S. 87f.)

Solche Checklisten mit Fragen gibt es im Buch 29! Sie machen das Buch nicht nur gut lesbar, sondern dienen der Vertiefung und machen im Wortsinn nachdenklich. Die Zeichnung einer Lupe steht neben jeder Checkliste. Ein Schraubenschlüssel weist auf die Beziehungs-Werkzeugkiste hin. Sie wird im Buch an 26 Stellen geöffnet. Hier gibt es Partnerübungen und praktische Tipps, etwa den emotionalen Zwischendurch Snack“ (S. 83). Oder den „Schnellkurs zur Ich-Stabilisierung“ (S. 204).

Das achte Kapitel beschreibt „Kriterien und Regeln einer gelungenen Kommunikation“ (S. 161). Zentral dafür ist die Mühe um Achtsamkeit.

Wunsch zitiert hier das Buch „Momo“ von Michael Ende: „Momo konnte zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr geschickte Gedanken kamen. Sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme“ (S. 162).

Dies – Aufmerksamkeit und Anteilnahme – scheint mir die Frucht der Lektüre des Buches zu sein. Wunsch bezeichnet es im Untertitel als „Boxenstopp für Paare“. Aber das ist ja genau der Ort, an dem ein Auto aufmerksam inspiziert und repariert wird – und aufgetankt!

Sehr gut und hilfreich ist da neunseitige Stichwortverzeichnis am Buchende. Ebenso die fünfseitige Literaturliste

Wer soll das Buch lesen?

Wunsch beantwortet die Frage selbst auf Seite 5: „Für alle Frauen und Männer, die in Partnerschaft und Ehe nicht ihr je eigenes Glück suchen, sondern als Paar eine beglückende gemeinsame Zufriedenheit finden wollen.“

Ich verschenke das Buch bei Traugesprächen. (Danke für den günstigen Preis von 8,99 €). Oder an Paare, deren Beziehung nicht mehr rundläuft. Dann aber 2 Exemplare! Wenn beide im Buch gelesen haben, lade ich in die Werkstatt ein, zum Gespräch zu dritt.

Albert Wunsch leitete jahrzehntelang das Katholische Jugendamt in Neuss. Danach lehrte er an der Katholischen Hochschule Köln. Er hat einen Lehrauftrag an der Uni Düsseldorf. Er ist seit 40 Jahren glücklich verheiratet und hat 2 Kinder und bisher 3 Enkel.

Franz Meurer

Thomas Dienberg, Thomas Eggensperger, Ulrich Engel (Hrsg.): Woran glaubt Europa? Zwischen Säkularisierung und der Rückkehr des Religiösen – What does Europe believe in? Between secularisation and the return of religious life. Aschendorff-Verlag, Münster 2010, 318 S., ISBN 978-3-402-12867-1, 39 Euro.

Hinter dem Umschlagdeckel mit einer schrägen Pietà und einer zerdüllten Coca-Cola Dose befinden sich zur – vor der Euro-Krise mehr als aktuellen – Themenfragestellung die Konferenzreferate einer gleichnamigen Tagung in Madrid (11/2009), die in Auftrag gegeben wurde von der Konferenz der nordwesteuropäischen Kapuzinerprovinzen. Die dreizehn zweisprachig gedruckten Beiträge sind verteilt auf die klassischen Handlungsmaximen Sehen (I.), Urteilen (II.) und Handeln (III.), wobei das Urteilen die „Unterbrechung: Kunst“ mit dem Beitrag des zweiten Herausgebers Thomas Eggensperger über „Menschen-Bilder ... zwischen theologischem Sinn und säkularer Kunst“ bietet sowie der dritte Herausgeber Ulrich Engel „Das Museum als Kathedrale in der individualisierten Religiosität“ analysiert. Auf der Basis des Bertelmann Religionsmonitors 2008 eröffnet der bekannte Religionssoziologe Michael Ebertz das

Kapitel „Sehen“ in der religionssoziologischen Perspektive mit den Dimensionen der Säkularisierung (Einzelperson, Kultur, Sozialstruktur) sowie den Gottesdienst-Besucherzahlen und den Aspekten der persönlichen Religiosität in West- und Ost-Deutschland und sechs weiteren europäischen Ländern. Die von Ebertz präsentierten Daten zeigen „den manchmal schleichenden, manchmal aber auch sehr forcierten Prozess des Misstrauens einer Institution wie der Kirche gegenüber bis hin zum Austritt und zur Sinnsuche auf dem großen religiösen Markt der Möglichkeiten“. Der Pariser Religionssoziologe und Mitherausgeber von „Esprit“, Jean-Louis Schlegel, spezifiziert diesen europäischen Horizont mit der speziellen französischen Problemstellung des „Laizismus und der Umgang des (laikalen) Staates mit den Religionen“. Die transatlantische Sicht des besonderen Stellenwertes der Religion in den USA, die „zum einen viel selbstverständlicher, zum anderen aber auch weitaus individualisierter“ gelebt wird, beleuchtet aus Chicago Robert Schreiber. Denn in den USA wurde „die religiöse Landschaft periodisch durch Einwanderungen und religiöse Neubelebungen erneuert“. Lesenswert ist hierbei das prägnante Kapitel über die Katholische Kirche (S. 95-97).

Der Herausforderung des „Nachdenkens und Analysierens der Spuren Gottes in den Wirklichkeitskontexten“ stellen sich im zweiten Kapitel „Urteilen“ die Entwürfe von Erich Borgmann (Tilburg) mit der „immanent schwachen Präsenz Gottes“ und von Ulrich Engel (Berlin) mit der „Inkarnation als theologischer Denkform“. Ihnen antworten aus franziskanischer Position Stefan Knobloch (Mainz) mit „Liebe, die verpflichtet, als Kern der Offenbarung“ und aus dominikanischer Sicht Ricardo de Luis Carballada (Salamanca), damit „Gott nicht aus dem Gedächtnis der Menschen verschwindet“.

Im dritten Kapitel des „Handelns“ erforschen vier franziskanische Autoren das „evangelikal-franziskanische Leben im Zeitalter der Säkularisation“. Für den an der US-Universität St. Bonaventura Lehrenden Schriftleiter der „Greyfrairs Review“ Michael W. Blastic bedeutet in franziskanisch-evangelikaler Theologie u. a. „menschlich zu leben, die Wirklichkeit und Gesamtheit des Zustandes als gebrechlich, schwach, zerbrechlich und verletzlich und sogar narbig und verwundet anzunehmen“ (S. 207). In seiner Responso dazu bestätigt der Schweizer Dozent für Spiritualität an Europäischen Hochschulen (u. a. Madrid-Münster), Niklaus Kuster, sowohl die „lebenspraktischen Theologie des Franziskus, der die Brüder am Morgen der Moderne in eine bewegte Welt gesendet sieht“ als auch „sein Verhalten in einer Epoche, in der Welt und Kirche, Alltagsleben und Religion sich einander zunehmend entfremden“ (S. 229). Der erste Herausgeber und Professor für Theologie der Spiritualität (PTH Münster/Antonianum Rom) will für Ordenschristen/Kapuziner „in einer säkularisierten Welt ein eigenes Profil ent-

wickeln, das Menschen aufrüttelt und in ihrer Suche nach dem Sinn des Lebens eine Orientierung zu geben vermag“ (S. 245). Unter dem Stichwort „unser Kloster ist die Welt“ entfaltet Thomas Dienberg das christliche Charisma: „Wer sich auf Christus einlässt und seiner Botschaft der Liebe und Hoffnung traut, der kann sich nicht mit der Wirklichkeit abfinden und zufrieden sein, sondern beginnt, sich dem Armen und Schwachen zuzuwenden“ (S. 263f.). Das bringt der Leiter des Franziskanischen Instituts für Spiritualität an der päpstlich-franziskanischen Universität Antonianum Paolo Martinelli für die sich weiter wandelnde Säkularisation auf das für Ordensleute (und alle Christen) gültige Schlusswort (S. 299/312): „Wir sind vielmehr dazu aufgefordert zu zeigen, dass es nichts Schöneres und Menschlicheres gibt, als Christus zu begegnen und ihm selbst mit allem zu folgen, wie es Franziskus von Assisi getan hat.“ Damit ist der eingeschlagene methodisch-theologische Dreischritt zu einer substantiellen, anspruchsvollen und franziskanisch geprägten Formulierung der Kernbotschaft des Christseins im Europa des 21. Jahrhunderts gekommen. Das Werk ist ein gelungenes Modell, religionssoziologische, theologische und ordensspezifische Reflexionen sowohl im europäischen Kontakt als auch für eine nicht nur deutschsprachige und breitere Leserschaft verständlich aufzubereiten und darzulegen.

Reimund Haas

Christian Herwartz: Brennende Gegenwart. Exerziten auf der Straße (= Ignatianische Impulse 51). Echter-Verlag, Würzburg 2011; 86 S..

In Christian Herwartz zweitem Buch zu „Exerziten auf der Straße“ (das erste „Auf nackten Sohlen“ reflektierte stärker den eigenen spirituellen Weg dorthin) wird keine neue Sonderform von „Geistlichen Übungen“ vorgestellt.

Vielmehr führt der Jesuitenpater die Form der Exerziten zurück an ihren Ursprung. Er führt zurück ins heilig Ungesicherte und Ungewisse. Er führt zurück auf die Straße. Dort begegnet er den spirituellen Grundgestalten der jüdisch-christlichen Tradition, denn die elementaren Gottbegegnungen vieler Ereignisse aus den Heiligen Schriften Israels und der Kirche führen hinaus aus den gesicherten Bauten von Tempel, Synagoge und Kirchenbau in das Draußen von Wüste und Weg, auf die Plätze von Dörfern und Städten. Dort findet Herwartz in Gestalten wie Abraham und Sara, Mose, Hagar, Jakob und Esau die spirituelle Grundform, die er dann weiter entwickelt und ausformt in und mit Jesus, dem Wandernden, dessen maßgebliche Erfahrungen mit Menschen (von der Frau am Jakobsbrunnen bis zu den Emmausjün-

gern) ebenso mit Straße und Weg und Draußen zusammen hängen, vielleicht mehr als seine Begegnungen in Tempel und Synagoge.

Zurückgeführt wird durch das Buch aber auch nach Manresa, also an den Ort, wo Ignatius von Loyola, der kirchliche Patron der Exerzitien, die Ursprungsform seiner eigenen geistlichen Übungserfahrungen in den Jahren 1522 und 1523 machte und so auch der Kern seines Exerzitienbuches entstand.

Dort, in der Landschaft nahe dem Berg Montserrat, am kleinen Fluss Cardener, wurden Ignatius die wahrhaft umgestaltenden Erfahrungen seiner Gottbegegnung zuteil, die ihn veranlassten, von Manresa als von seiner „Urkirche“ zu sprechen.

Hier knüpft Herwartz an mit einem kleinen Buch, das Menschen ohne Vorleistung und Bedingung einlädt, mit nichts anderem als der eigenen Sehnsucht im Gepäck, sich auf einen neuen tragenden Weg ins Ungewisse zu machen. Dieses Ungewisse aber als den Ort des je MEHR Gottes in der pupillennahen Begegnung des je Nächsten zu erleben, mit allen offenen Sinnen und Kräften der Existenz, das macht die Hinführung des Autors auch zu einer Wegweisung reformierten kirchlichen Lebens.

Der Einführungsteil (S. 7-17) versteht sich als weite Einladung an jeden Menschen, an allen Orten und zu jeder Zeit, durch eine Bereitschaft zu Offenheit und Aufmerksamkeit („Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele“ hat Malebranche geschrieben) sich absichtslos und ohne die Absicherungen vorgefassten Wissens, eingeschliffener Bildung, Kultur und Religiosität einzulassen auf die Sprache der Wirklichkeit, wie die „Straße“ sie offener spricht. Im vorurteilsfreieren Wahrnehmen, in der Indifferenz, sich nicht zu steuern, vielmehr sich einzulassen auf das je Jetzt von Begegnungen und Erfahrungen, vermutet Herwartz ein größeres Offen für die Sprache Gottes mitten im Leben.

Der zweite Teil (S. 18-28) bindet diese Offenheit zurück an die Spur der je eigenen größeren Sehnsucht, bindet sie an die großen wahrhaftigen Empfindungen (Trauer, Wut, Freude, Angst) im Menschen, die alle zum Fundament werden können, der Gottsuche neue Nahrung zu geben.

Offenheit, Aufmerken für die Wahrhaftigkeit seiner selbst und des anderen in der ungestillten größeren Sehnsucht in allen Begegnungen finden dann im dritten Teil (S. 29-65) Nahrung, Konfrontation und Transformation im „Sehen auf das brennende Leben“. Hier, im Durchführungsteil des Buches, werden alle erdenklichen Orte des Lebens, vor allem aber die Orte der Beschädigung, der Ausgrenzung, der Not, der Deklassierung, der Obdachlosigkeit in voller Entsprechung zu dem, was Jesus in Mt 25, 31-46 sagt, zu authentischen Begegnungsorten mit dem unfasslich öffnenden Geheimnis Gottes, konkret in der Begegnung gerade mit den „Zeugen der Wirklichkeit“ (S. 37), die wir so oft aus unserem Leben fern halten. „Jesus

ist die Straße“ (S. 29) – und so kann ich, in jedem ursprünglichen Kontakt, mit mir selbst und dem je Nächsten, auf Augenhöhe ohne jede Hierarchie den „Ecce Homo“ („Seht – den Menschen“) und darin, elementarer und unabweisbarer als in jeder theologischen Vorstellung, den lebendigen Gott entdecken und erfahren. Zentral wird hier wieder die Erzählung vom „brennenden Dornbusch“ (Ex 3, 1-6), die wie ein *cantus firmus* das gesamte Buch prägt, wo jeder Ort und jede Begegnung heilig und heilsam werden können (sie sind es schon vor meiner Bewusstwerdung, können aber bewusst gehoben werden), wenn ich sie, in einer Mystik der offenen Sinne so an mich heran lasse, dass ich „die Schuhe ausziehe“ und mit nackten Sohlen dem berührenden Ausdruck gebe, was unfasslich und doch konkret, brennend und zugleich ohne Zerstörung heilig mir begegnet.

Dies wird dann abschließend in einer großen Bündelung in Auslegung der Emmausperikope Lk 24,1-43 von Herwartz auch zum Geheimnis neuer und größerer Kirchenerfahrung, im Aufbrechen des Isolationsindividualismus vieler Menschen unserer Zeit, in der Erfahrung heilender Begegnung, die besonders eindrucksvoll nacherzählt wird in der für beide gottöffnenden Begegnung eines Exerzitienteilnehmers (eines Priesters) mit einem aidskranken Obdachlosen in seiner letzten Lebensphase (S. 75 ff.).

Die Gottöffnung ereignet sich gewaltlos, freudig, berührend, im Geschenk einladender und diskreter Nähe, ist Geschenk zwischen Zweien hier und nie Einbahnstraße. Schlüssel hier für das Gelingen ist, der durch Aufmerksamkeit für das Alltäglichste gewonnene Blick „guter Augen“, die den anderen wirklich sehen, nicht voyeuristisch anstarren, übersehen oder bewerten lässt, vielmehr, in der Nachfolge Jesu dieses bedingungslose „JA“ zum Nächsten absichtslos entstehen lassen kann, das der Nächste, hier der Obdachlose, mit dem Geschenk seiner vertrauensvollen Zuwendung und in der Gabe des verbindenden Zeichens (hier ein silberner Armreif) erwidert.

Geben und Nehmen – so wie Gott in Welt (zwischen Schöpfer und Geschöpf) – werden größer Eins. Kommunion.

Dies will weitererzählt und weiter gegeben werden.

Im Kern hat Christian Herwartz in diesem kleinen Buch somit auch den 30-Tage- Weg der Exerzitien und des Exerzitienbuches des Ignatius transformiert neu erzählt Ein kleines großes Gedicht von Elizabeth Barrett Browning bündelt in der Mitte der Impulse den Kern des Buches:

„Die Erde ist randvoll mit Himmel – und in jedem gewöhnlichen Dornbusch brennt Gott.

Aber nur jene, die sehen können, ziehen ihre Schuhe aus.

Die anderen sitzen drum herum und pflücken Brombeeren.“ (S. 39)

Markus Roentgen

Unter uns

Auf ein Wort

Reib dir die Augen!

Ich benötige eine Brille, um meine Brille wieder finden zu können.

Ich benötige Gott, um Gott wieder finden zu können.

Doch zuvor muss ich begreifen, dass Gott keine Prothese ist, kein Hilfsmittel wie eine Brille.

Gott ist –
mein Augenlicht

Michael Zielonka

*Aus: NEUE FRAGEN auf alte Antworten
zu Religion und Religionen
epubl Gmbh, Berlin 2010, S. 125*

Fahrzeugsegnung

Unsere Rettungs-Sanitäter baten mich, ein neues Fahrzeug einzusegnen. Das geschah. Wenige Tage danach hat das Auto einen Unfall. Der Fahrer – der Sanitäter – war nicht schuld.

Kommentar des Sanitäters: „Das Weihwasser war jenseits des Verfalldatums!“

Pfr. i. R. Werner Schoeneis, Euskirchen

Wichtige Frage

Frau C., 87 Jahre alt, aus Dortmund, liegt bei uns in Schwelm im Altenheim. Sie ist bettlägerig und wünscht sich den Tod. Nach der Vorabendmesse am Samstag bringe ich ihr die hl. Kommunion. Sie ist glücklich und dankbar.

Als ich das Zimmer verlassen will, zieht sie mich noch einmal zu sich. Ich beuge mich zu ihr, weil ich annehme, sie hat noch etwas Wichtiges auf dem Herzen. Dann sagt sie: „Herr Pastor, wissen sie, wie Borussia gespielt hat?“

Pfr. i. R. Winfried Odenwald, Schwelm

Tauschgeschäfte

Bei der Volksbank ließ sich der Pastor beraten. Die zuständige Dame war erkrankt und die junge Vertreterin machte das gut und kompetent. Sie erklärte dem Pastor einiges und meinte, sie habe den Pastor aufgeklärt.

Nachdem die junge Dame noch allerlei Auskünfte erteilt und auch einige Aufstellungen schriftlich gegeben hatte, fragte sie: „Kann ich noch etwas für Sie tun?“

„Ja!“ sagte der Pastor: „Beten!“

„Das will ich tun“, versprach sie. „Ich habe heute morgen schon eine Kerze angezündet für meinen Großvater. Der wird heute operiert.“

„Dann will ich im Gegenzug für Ihren Großvater beten“, versprach der Pastor.

Bei Banken werden nicht nur diverse Bankgeschäfte abgewickelt, sondern auch Gebete ausgetauscht. Das ist in der Zeit der Bankenkrise gar nicht verkehrt!

Anonymus

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E